

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Coloured pages/  
Pages de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Pages damaged/  
Pages endommagées

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Pages detached/  
Pages détachées

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Showthrough/  
Transparence

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Continuous pagination/  
Pagination continue

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from:/  
Le titre de l'en-tête provient:

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

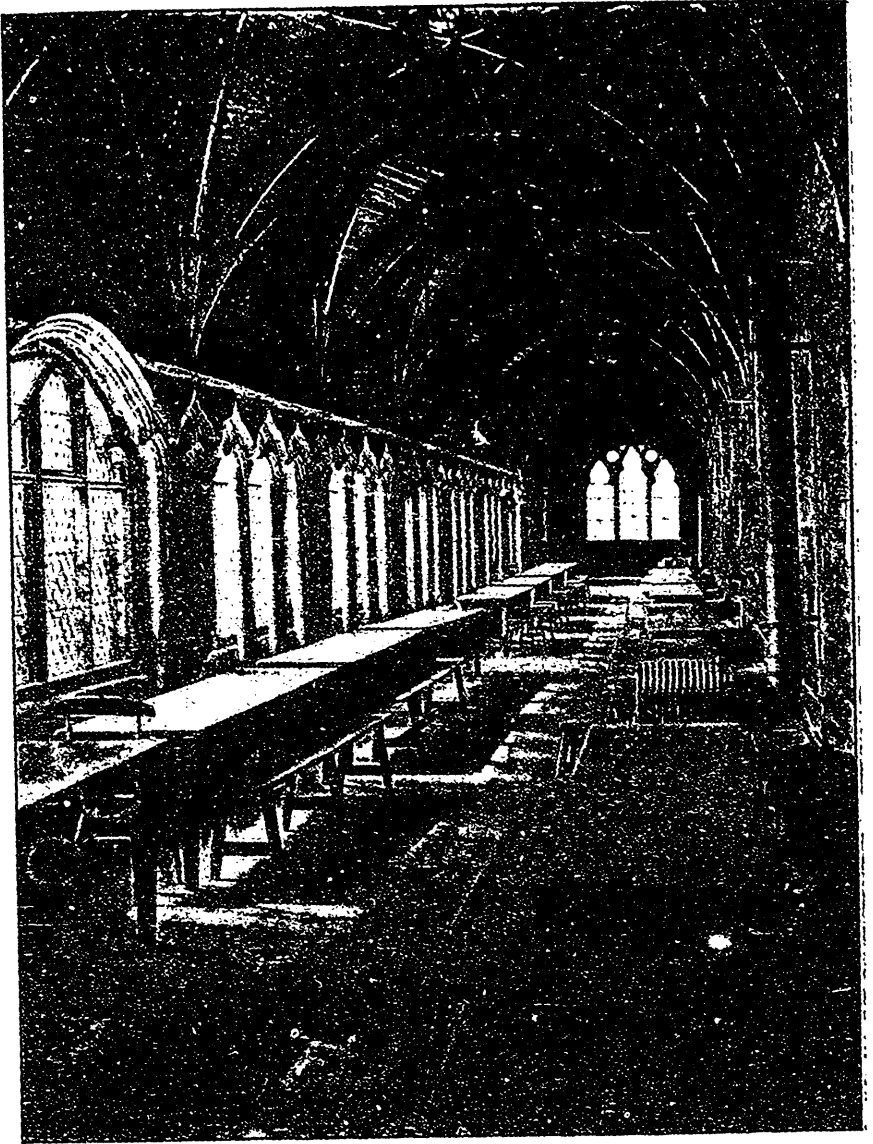
Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

Additional comments:/  
Commentaires supplémentaires:

This item is filmed at the reduction ratio checked below/  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	12X	14X	16X	18X	20X	22X	24X	26X	28X	30X	32X
						<input checked="" type="checkbox"/>					



Eine Ansicht aus dem Carmeliterkloster in Coventry,  
Warwickshire, England..

# K u n d s c h a u



## Vom Berge Karmel.

2. Jahrgang.

März 1899.

Nummer 6.

### Das Stabat Mater.



chaut die Mutter voller Schmerzen,  
Wie sie mit zerriss'nem Herzen  
An dem Kreuz des Sohnes steht;  
Wie sie traurig, seufzend ringet,  
Dieses Wehe sie durchbringet,  
Durch die Seel' ein Schwert ihr geht.

O wie bitt'rer Qualen Beute  
Ward die hochgebenedeite  
Mutter, die den Herrn gebar.  
Wie sie zittert, wie sie zaget,  
Um den Eigebornen klaget,  
Der sich gibt den Leiden dar!

Wessen Augen kann der Zähren  
Bei dem Jammer sich erwehren,  
Der die Mutter Christi drückt?  
Wer nicht innig sich betrüben,  
Der die Mutter mit dem lieben  
Sohn in solcher Noth erblickt?

Für die Sünden seiner Brüder  
Sieht sie! ach! wie Jesu Glieder  
Schwerer Geißeln Wuth zerreißt;

Sieht den holden Sohn erblaffen,  
Troßt beraubt, von Gott verlassen,  
Still verathmen seinen Geist.

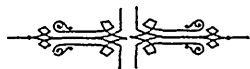
Gib, o Mutter, Quell der Liebe,  
Daß ich mich mit dir betrübe,  
Mich erschüttere dein Weh!  
Laß mich mit recht heißen Trieben  
Meinen Gott und Heiland lieben,  
Daß er gnädig auf mich seh'!

Drück, o Heilige, die Wunden,  
Die Dein Sohn für mich empfunden,  
Tief in meine Seele ein!  
Ach, das Blut, das er vergossen,  
Ist für mich dahin geflossen,  
Laß mich theilen seine Pein.

Laß mich herzlich mit dir weinen,  
Mich durch's Kreuz mit ihm vereinen,  
Sterben all mein Lebenslang!  
Unterm Kreuze mit dir stehen,  
Unverwandt hinauf zu sehen,  
Sehn' ich mich mit Liebesdrang.

Laß von Christus mich nicht scheiden,  
Seinem Tod und seinen Leiden,  
Ich auch schlage Wunden mir.  
Jungfrau, herrlichste von allen,  
Zürne nicht, laß dir gefallen,  
Daß ich traure tief mit dir.

Gegen aller Feinde Stürmen  
Laß mich Christi Kreuz beschirmen,  
Seine Gnade leuchte mir!  
Deckt des Grabes düst're Höhle  
Meinen Leib, so nimm' die Seele,  
Herr, in's Paradies zu dir!



## Ein Katechismus für katholische Männer.

Von Rev. R. Schwickerath, S. J.

(Fortsetzung.)

### 1. Gott.

**I**m Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“

4. So beginnt die hl. Urkunde des Menschengeschlechtes, das erste Buch Moses. Damit wird die erste und wichtigste Wahrheit ausgesprochen, oder vielmehr als unumstößlich wahr und allgemein bekannt vorausgesetzt; nämlich die Wahrheit, daß es einen persönlichen Gott giebt, welcher diese Welt geschaffen hat. Wirklich findet sich denn auch kein Volk, zu keiner Zeit, das nicht an ein höheres Wesen, an die Gottheit, geglaubt hätte, wemgleich dieser Glaube im Laufe der Zeit infolge der menschlichen Armseligkeit vielfach getrübt und zu Abgötterei und Vielgötterei entsetzt wurde. Daß alle Völker diesen Glauben an ein göttliches Wesen haben, kann uns nicht Wunder nehmen; denn „das Dasein Gottes kann durch das natürliche Licht der Vernunft mit Gewissheit erkannt werden“, sagt das Vatikanische Concil 1869—70. Viel eher müßte man sich wundern, daß ein Mensch das Dasein Gottes leugnet, denn die ganze Schöpfung tritt ein als Zeuge für Gott, ihren Schöpfer. Treffend und schön sagt ein Bischof unserer Zeit hierüber: „Es giebt einen Gott, das lies auf den unsichtbaren Blättern deiner Seele; es giebt einen Gott, das lies auf den riesengroßen sichtbaren Blättern im Bilderbuch des Weltalls.“ Mit andern Worten: daß es einen Gott giebt, bezeugt unabweisbar:

A. Die ganze Welt um uns;

B. Die Welt in uns, d. h. unser Gewissen.

5. Das Dasein Gottes bezeugt uns A. die ganze sichtbare Welt, und zwar zunächst schon durch ihr Dasein. — Es ist doch gewiß, daß die Welt existiert: Die Sonne, der Mond, das Sternentwesen am Firmament; Fluß und Meer, Stadt und Land, Pflanze,

Thier und Mensch. Alle diese Dinge müssen aber einen Grund für ihr Dasein haben; oder wer sah je von selbst Neues entstehen, ohne jede Ursache Häuser und Städte, Thiere und Bäume erwachsen? Jeder vernünftige Mensch sagt doch, daß alles, was entsteht, eine Ursache hat, sei es die Hand des Menschen, sei es irgend eine Kraft in der Natur oder was immer. So muß auch diese ganze Welt einen Grund des Daseins haben. Dieser Grund kann nun in den Dingen selbst liegen, oder außer ihnen, in einem andern. Ist der Grund im Dinge selbst, so muß dasselbe unabhängig sein von allen andern, unveränderlich und ewig. Nun kann diese sichtbare Welt den Grund ihres Daseins nicht in sich haben; denn sie ist nicht nothwendig, alles ist in ihr untereinander abhängig, alles veränderlich in stetem Wechsel. Deshalb muß die Welt eine Ursache außer sich haben; in einem Wesen, das aus sich nothwendig sein muß, das von keinem andern abhängig ist; d. h. in Gott. Denk dir, du sähest da eine ungeheuer lange Kette hängen, deren Ende du nicht erblicken kannst. Du bist aber ganz sicher, daß diese Kette irgendwo an einem Punkte, einem Nagel, außer ihr, festhängt. So ist es mit der Welt. Nimm eine ganze Reihe, eine Kette von Wandlungen des Stoffes, von Veränderungen, von natürlichen Kräften an, zulezt muß doch der feste Punkt kommen, das ist Gott, der den Stoff geschaffen, die Kräfte in den Stoff gelegt hat, daß er sich bewegt und verändert; alle anderen Erklärungen für die Entstehung der Welt sind mangelhaft, unhaltbar und müssen fallen, wie die Kette in der Luft, die nicht an einem festen Punkte haftet. Somit schließen wir: Entweder existiert ein Gott, oder es existiert nichts, gar nichts, weder Erde, noch Sonne, noch Luft und Wasser. Und so sicher aber diese Welt existirt: Du und ich, Stadt und Land, Bauern und Thier, — so sicher muß ein Gott existieren,

der all das geschaffen hat, der aus sich ist, ewig, unveränderlich, unendlich, vollkommen.

6. Betrachten wir insbesondere einmal die Lebenden Wesen auf der Erde. Woher das **Leben**? Es ist ein ganz wesentlicher Unterschied zwischen den lebenden und nicht lebenden Wesen, sowohl mit Rücksicht auf die Entstehung als auf Entwicklung und Vergehen. Nennen wir nur einige Unterschiede: Im Körper der Pflanze und des Thieres ist fortwährend ein Hinstreben nach innerer Bewegung; sie nehmen Stoffe von außen in sich auf, verarbeiten sie in sich, verähnlichen (assimilieren) sie sich; sie pflanzen sich fort durch Ableger, Samen, u. s. f. und sterben endlich ab. Ganz entgegengesetzte Merkmale zeigen die leblosen Dinge. Da ist nur Streben nach innerem Gleichgewicht der Theile, nach Ruhe und Festigkeit; sie wachsen nicht von innen heraus und pflanzen sich nicht fort u. dgl. Unterschiede mehr. Fragen wir nun, woher kam das Leben in Pflanzen und Thiere? Niemals hat man trotz aller Untersuchungen, entdecken können, daß aus Leblosem Lebendiges geworden sei. Und es ist auch ganz undenkbar, daß dies geschehen könne. Denn was selber kein Leben hat, kann auch andern kein Leben geben.

Ungläubige Gelehrte haben sich entsetzliche Mühe gegeben, um einen Uebergang des Leblosen zum Lebenden aufzuweisen — aber verlorene Mühe; es ist keinem gelungen. Also aus dem Stein, dem Schlamm wird nie eine Pflanze; aus der Pflanze wird nie ein Thier, und aus dem Thier wird nie ein Mensch.

Die sogenannte Abstammungslehre *Darwin's*, wonach der Mensch sich aus dem Thier (Affen) entwickelt hätte, ist selbst von den meisten glaubensfeindlichen Naturforschern verworfen, ja als Unfug, Humbug, bezeichnet worden. — Interessant ist zu hören, was vor einigen Jahren ein Vorkämpfer des deutschen Unglaubens sagte: „Wollen wir das Leben erklären, so müssen wir entweder die *generatio aequivoca*, (d. h. jene Darwin'sche Abstammungslehre) annehmen, oder einen göttlichen Schöpfer. Jene Abstammungslehre läßt sich thatsächlich nun nicht beweisen. Wenn man aber das Dasein Got-

tes nicht annehmen will, muß man eben doch jene Abstammungstheorie annehmen.“ Eine gewiß merkwürdige Folgerung! Und da spricht man noch von Wissenschaftlichkeit.

Darum fragen wir widerum: „Woher das Leben in den Pflanzen, in den Thieren, im Menschen?“ Es bleibt nur eine Antwort: „Das Leben ist von Gott, dem Urquell des Lebens, in die Natur, d. h. in Pflanzen und Thiere gelegt worden, und dem Menschen wurde es gegeben durch die Seele, die „Gott dem Adam einhauchte.“

7. Einfacher und verständlicher ist vielleicht der Beweis für das Dasein Gottes aus der **Ordnung** und der **Zweckmäßigkeit**, die wir in der sichtbaren Welt finden, angefangen bei der ungezählten Schaar der Sterne, die sich gegenseitig anziehen und verwickelte Bahnen ziehen, ohne sich untereinander zu stören, bis herab zum winzigsten Wesen, das wir nur mit den besten Instrumenten wahrzunehmen vermögen. Eine ganze Menge Zweckmäßigkeiten zeigt uns allein schon das Wasser; wir wollen nur einige anführen: Im Meere giebt es Strömungen, welche die Verschiedenheiten des Klimas ausgleichen; so bildet der warme Golfstrom, der von Mexiko nach dem hohen Norden zieht, eine großartige, natürliche Wasserheizung für England, Irland und Norwegen; — weil das Wasser bei 4 Grad seine größte Dichte hat, wird verhindert, daß Flüsse und See'n bis auf den Grund gefrieren; geschähe aber dies, so würde alles Leben in ihnen erstarren und ein blühender Theil der Erdoberfläche läge schon längst im ewigen Eis begraben. — Ferner, welche glückliche Eigenschaft des Wassers, daß es bei jeder Temperatur verdunsten kann; so steigt es als Dampf in die Höhe, wird vom Winde über die Erde getragen, fällt als Thau, Regen oder Schnee hernieder, sammelt sich, eilt in Bächen und Flüssen alles befruchtend und belebend durch die Länder dem Meere zu, um dann von neuem den Kreislauf zu beginnen. — Und welche Bedeutung hat es für die lebenden Wesen? Es verwittert das Gestein, bereitet den fruchtbaren Boden für die Pflanzen, dringt durch die Wurzeln in die Pflanze und wird durch die Blätter wiederausgeschie-

den. — Und welche Zwecke erfüllt es dem Menschen? Es bildet 77° seines Blutes; bereitet ihm die Nahrung, bietet ihm Trank, und giebt dem kranken Leibe Arznei. Es eignet sich als Wasserstraße zum Verkehr, giebt ihm Dampf für Maschine und Heizung und unzähliges andere. — Nicht minder zweckmäßig ist die Vertheilung des Lichtes, der Wärme, die ganz bestimmte Zusammensetzung der Luft aus Sauerstoff und Stickstoff, die gerade so geeignet sind das Leben zu erhalten.

Bei den lebenden Wesen ist die Zweckmäßigkeit noch sichtbarer; man betrachte auch nur die winzigste Pflanze, deren Wurzeln Saugröhrchen sind, deren Blätter gleich Lungen sind, welche brauchbare Stoffe aus der Luft saugen und verbrauchte wieder ausathmen; ebenso die Einrichtung der Blüthen und Früchte zur Erhaltung der Art. — Dann bei den Thieren die kunstvollen Organe, wie Auge und Ohr; und erst der oft so merkwürdige Instinkt, vermöge dessen sie alles Schädliche zu vermeiden suchen, so geschieht alles anstreben und finden, was zu eigener Erhaltung oder zur Fortpflanzung des Geschlechtes nothwendig oder nützlich ist. — Das sind nur armselige Andeutungen von den zahllosen Erscheinungen in der Natur, die klar zeigen, daß die ganze Welt ein einheitliches Kunstwerk ist, voll Zweckmäßigkeit und Harmonie, in dem die einzelnen Dinge in einander greifen wie die Räder einer großartigen Maschine oder Uhr. Und in dieser riesigen Weltuhr ist alles so passend, so geschieht eingerichtet, wie es ein weiser Künstler nicht besser erdenken kann, wenn er mit Plan und Vorbedacht alles einrichten wollte zu eben dem Zweck, den die einzelnen Dinge jetzt haben.

Daraus folgern wir: Diese Ordnung, so groß, so allgemein, so mannigfaltig und doch wieder so einheitlich und einfach, muß einen denkenden, weisen Urheber haben. Denn Pläne machen und verwirklichen, kunstvolle Ordnung schaffen, weise Ziele erstreben, zweckmäßige Einrichtungen treffen, kann nur ein weises, denkendes Wesen, das über all den Plänen steht, und das ist Gott. — Wenn jemand eine komplizierte Maschine sieht, so ist

er gewiß, daß irgend jemand, ein Techniker oder wer immer, sie erfunden und konstruiert hat; wer ein herrliches Kunstwerk sieht, ist gewiß, daß es einen Künstler giebt, der es geschaffen. Eben so gewiß, ja viel gewisser ist, daß, diese sichtbare Welt von einem denkenden Geist geordnet und eingerichtet sein muß. Denn was ist die großartigste Maschine, was alles Menschenwerk insgesamt gegenüber diesem Weltall, das noch fast gar nicht erforscht und erkannt ist, und doch reißet das Wenige, was man von ihm erkennt, uns zur Bewunderung hin.

„Freilich“, sagen darauf manche, „eine Ordnung ist im Weltall; aber die ist entstanden durch Zufall!“ — Sonderbarer Zufall das! Wenn jemand sagte: Es kamen „zufällig“ schöne behauene Steine dem Rhein herunter geschwommen; „zufällig“ kletterte ein Stein auf den andern, und „zufällig“ stand eines schönen Tages der Kölner Dom fix und fertig da. Ein Baumeister, der den Plan zeichnete und ausführen ließ, muß gar nicht da gewesen sein; — oder: „zufällig“ wurden die Buchstaben (Typen) in der Druckerei durcheinander geschüttelt, und ein ganz gelehrtes Werk war fertig; ein Schriftsteller und Setzer sind nicht nothwendig. Nicht wahr, man würde einen Menschen, der solches im Ernst behauptete, für irrsinnig halten. Ebenso muß man am klaren Denken solcher zweifeln, die da behaupten, dieses Wunderwerk der Welt, könne durch rohen Zufall entstanden sein. Wie treffend ruft da das Buch der Weisheit (13, 1) aus: „Thoren sind alle Menschen, die keine Erkenntniß Gottes haben, die den Meister nicht aus seinen Werken erkennen.“ Der Himmel mit seiner Sternenzahl protestiert gegen die Leugnung Gottes: „Die Himmel rühmen die Herrlichkeit Gottes, und das Firmament verkündet seiner Hände Werk“ (Psalm. 28, 2. 3.) Verschließen wir nicht unsere Augen der offenkundigen Wahrheit; seien wir vernünftig und bekennen wir fest: ja es muß einen Gott geben, einen allweisen und „allmächtigen Schöpfer Himmels und der Erde.“

8. „Es giebt einen Gott“, sagt uns recht eindringlich unsere eigene Natur, die Stimme

des Gewissens in unserm Innern. Jeder Mensch, der zum Gebrauch der Vernunft gelangt ist, trägt in sich tief eingegraben dieses Gesetz, diese geheimnißvolle Stimme, die ihn von gewissen Handlungen, z. B. Mord, Diebstahl, abschreckt und zu andern, guten Handlungen antreibt; eine Stimme, die den Menschen tadelt und quält, wenn er gegen dieses Gesetz in seinem Herzen gehandelt und Böses gethan hat; die ihn lobt und erfreut, wenn er Gutes gethan. Dieses Gesetz ist ganz allgemein; es ist eingeschrieben in die Herzen aller Menschen, aller Zeiten, aller Nationen und Geschlechter; es gebietet ebenso gut den Fürsten und Königen als dem armen Bettler. — Es ist dies Gesetz ferner unabänderlich und unauflöslich mit der Natur des Menschen verbunden. Wie mancher, der Böses thun will, möchte des lästigen Mahners los werden; wie mancher, der Böses gethan hat, möchte der Folter des Gewissens entinnen; aber umsonst. Bringt er es auch eine Zeit lang zum Schweigen, es wird sich wieder regen. Woher nun dieses Gesetz in uns? Wir selbst haben es uns nicht gegeben und können es nicht nach Belieben ändern und beseitigen. Darum muß es in uns gelegt sein von einem andern, der außer uns ist, und über uns steht, und das kann kein Mensch sein. Woher die Angst des Verbrechers? Wen fürchtet z. B. der Mörder, der sicher ist, daß kein Mensch sein Verbrechen gesehen, und der doch oft zittert und bebzt? Nun, seine innerste Natur sagt ihm, daß über ihm ein Gesetzgeber steht, dessen Gebot er verlegt und dessen Strafe er herausgefordert hat. Sein Gewissen zeigt ihm, daß es ein höheres Wesen giebt; einen allwissenden Geist, der alles sieht; ein allheiliges Wesen, welches das Böse haßt und das Gute liebt; ein unendlich gerechtes Wesen, welches, wie es das Gute belohnt, so das Böse straft. Dieses höchste Wesen aber ist Gott, welcher den Menschen geschaffen und dieses Gesetz seiner Natur eingepflanzt hat. Also führt uns unsere eigene Natur mit Nothwendigkeit hin zur Kenntniß Gottes, und wer das Dasein Gottes leugnet, verleugnet damit seine eigene Natur.

Hier wollen wir deshalb auch einmal den Grund suchen, weshalb so viele von Gott nichts wissen wollen. Nicht Wissenschaft treibt sie zur Leugnung Gottes, o nein, wahre Wissenschaft führt zur Erkenntniß Gottes; sondern die Ursachen des Unglaubens sind anderswo zu suchen: in mangelhaftem Unterricht in der Religion, in einseitiger Bildung, und allermeist in einem verkehrten Leben. Man will keinen Gott, weil man seine Gebote nicht halten will; man will keinen Gott, weil man ihn wegen des sittenlosen Lebens fürchten muß. Darum leugnet man ihn, um sein schlechtes Leben zu entschuldigen oder um die Stimme des Gewissens zu übertönen. Aber der alte Gott lebt noch, und er lacht über die armen Wichte, die jetzt sein Dasein leugnen, aber einst, wenn sie sich nicht bekehren, den eisernen Arm seiner furchtbaren Gerechtigkeit fühlen müssen.

9. Die menschliche Vernunft kann nach dem bisher Gesagten, aus den geschehenen Dingen, das Dasein Gottes lesen. Sie kann auch manche Eigenschaften Gottes finden, daß er ein Geist ist, allgegenwärtig, allwissend, allweise, allmächtig, heilig und gerecht; daß er die Welt erschaffen hat, daß er sie erhält und regiert.

Alllein, diese Kenntniß von Gott ist doch sehr gering und beschränkt. Wollte Gott daß wir mehr von ihm wissen sollten, so mußte er selbst sich offenbaren, uns Aufschluß geben über sein Wesen und seine Eigenschaften, über unser Verhältniß zu ihm und die Verehrung, die er von uns verlangt. Gott hat nun thatsächlich Offenbarungen gegeben, die enthalten sind in der hl. Schrift und der Tradition. Die Tradition oder Erblehre enthält jene Glaubenswahrheiten, welche Christus und die Apostel bloß mündlich gelehrt haben und welche in und durch die Kirche der Nachwelt überliefert wurden. Die hl. Schrift zerfällt in die Bücher des alten und des neuen Testaments. Diese Bücher sind das wahre unverfälschte Wort Gottes, d. h. der hl. Geist erleuchtete und leitete die Verfasser, daß sie gerade die Wahrheiten aufzeichneten, welche Gott durch sie dem Menschen mittheilen wollte.



Deshalb sind die Bücher der hl. Schrift auch frei von jedem Irrthum.

Manche wollten freilich die Glaubwürdigkeit der hl. Schrift anfechten, besonders weil sie viele und außerordentliche Wunder berichtet. Wunder aber, sagte man, seien absolut unmöglich. Allein Wunder sind 1) möglich. Wunder sind Ausnahmen von den gewöhnlichen Naturgesetzen, z. B. die Auferweckung eines Todten, die plötzliche Heilung eines schwer Kranken ohne Anwendung irgend welcher Heilmittel u. a. Gott aber, dessen Dasein oben gezeigt wurde, hat die Natur geschaffen und die Gesetze in sie gelegt; er steht als unumschränkter Herr über den Naturgesetzen und kann von ihnen ebenso gut eine Ausnahme machen, wie zuweilen ein Fürst von einem Gesetz dispensiert. — Wunder sind 2) Gottes würdig, damit er zuweilen zeige, daß er Herr der Natur ist; damit er seine Vollkommenheiten in auffallender Weise offenbare, zuweilen seine Strafgerichtsbarkeit, am öftesten aber seine Liebe und Güte; damit er endlich seine Offenbarungen an die Menschen als übernatürlich und göttlich beweise. — 3) Wunder sind geschichtlich verbürgt, z. B. die Wunder Jesu, so sicher wie nur eine historische Thatfache. Dann sind aber die Wunder ein neuer Beweis für das Dasein Gottes; denn mit solcher Freiheit und Macht in den Lauf der Natur eingreifen kann nur ein Wesen, das über der Natur steht, d. i. Gott.

10. Heben wir nur einige wichtige Punkte aus der hl. Schrift hervor. Das alte Testament beginnt mit den 5 Büchern Moses. Mit wunderbarer Einfachheit und Erhabenheit wird dort erzählt, wie „Gott im Anfang Himmel und Erde erschuf“ in sechs Tagen. Zuletzt am sechsten Tage bildete Gott den Leib des Menschen und hauchte ihm den „Odem des Lebens,“ die Seele, ein. Diese Schöpfung des Menschen durch Gott ist des Menschen Ehre, ist gleichsam sein uralter Adelsbrief. Ein Verbrechen an der Menschenwürde begehen deshalb die, welche diesen Adelsbrief anzweifeln, die den Menschen vom Kinde Gottes zum Affen degradieren und behaupten, der Mensch sei nur ein höher entwickeltes Thier

und habe keine geistige, unsterbliche Seele. Daß wir eine geistige, unsterbliche Seele haben sagt uns klar und deutlich die Offenbarung; aber auch die menschliche Vernunft beweist es uns. Gehen wir auf diesen wichtigen Punkt etwas näher ein.

11. Der Mensch hat eine geistige Seele, eine Seele, die wesentlich verschieden ist von dem Leibe; die nicht aus stofflichen Theilen besteht wie der Körper, und die deshalb höher steht als der Leib. Der Stoff, aus dem unser Körper besteht, ändert sich fortwährend, das, was wir unser „ich“ nennen, bleibt stets dasselbe. Am deutlichsten giebt sich die Verschiedenheit und Erhabenheit der Seele über den Leib aus der Thätigkeit der Seele zu erkennen. Der Mensch denkt. Denken ist aber nicht bloß eine Veränderung im Gehirn. Das Gehirn ist ein bloß stoffliches, körperliches Ding, dessen sich die Seele bedient als Werkzeug; die Seele denkt aber solches, was weit über den Sinnen liegt, was die Sinne nie erfassen können; sie hat die Begriffe von „Wahrheit,“ „Recht,“ „Gerechtigkeit,“ „Tugend,“ „Last,“ „Geist,“ „Gott,“ „Ewigkeit.“ Begriffe, die ihr keine Sinne geben können, weder Auge noch Ohr, nach Phantasie. Wenn aber die Seele in ihrer ersten Thätigkeit, so ganz über dem Stofflichen und Sinnfälligen steht, muß sie auch in ihrem Wesen über dem Körperlichen stehen, d. h. sie ist geistig.

Der Mensch denkt nicht nur, er will auch. Hierin zeigt sich wieder, wie die Seele über dem Sinnfälligen, Körperlichen steht. Die Seele erkennt Dinge, welche der Leib, daß Auge u. s. f. nicht kennt, gar nicht fassen kann, die nicht den mindesten Reiz auf den Körper ausüben. Sie strebt z. B. nach Recht, Gerechtigkeit, Tugend, Ja noch mehr, sie erstrebt diese Dinge direkt gegen den Wunsch, gegen die Reize des Leibes. Sie vermag die allerstärksten Zuneigungen und Lüste des Leibes zu unterdrücken und Tugenden zu erstreben, welche den Neigungen des Körpers geradezu entgegengekehrt sind. Jeder, der je in seinem Leben eine Versuchung zu einer sündhaften That unterdrückt hat, hat das erfahren; hat an sich selbst erprobt, daß er nicht bloßer Leib ist, sondern daß in ihm etwas ist, das über den Körper steht, das nicht körperlich ist, und ist die geistige Seele, die denkt, die will, und zwar frei will, die von keinem Einfluß des Leibes, von keiner Macht der Welt genöthigt und gezwungen werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

## Jesus im allerheiligsten Sakrament.

In dem herrlichen Werke „Die Socialpolitik der Kirche“ von J. Albertus finden wir eine rührende Erzählung, die wir unsern Lesern nicht vorenthalten können. Der geehrte Autor schreibt nämlich :

Möge es mir gestattet sein, hier in kurzen Zügen eine Geschichte einzuschalten, welche mir selbst im Leben begegnete. In einer Stadt am Rheine, wo ich mich einige Zeit aufhielt, lernte ich einen Maler kennen, den ich, da ich ihm mehrere Aufträge zukommen ließ, öfter besuchte. Ich war in einer Kirche auf den Mann aufmerksam geworden durch seine tiefe Andacht vor dem heiligsten Altarssakramente und wunderte mich daher, als ich von ihm erfuhr, daß er Protestant gewesen war. Ich bat ihn um die Geschichte seiner Konversion, und er erzählte mir Folgendes :

„Mein Vater war Beamter in Dresden und lebte in bescheidenen Verhältnissen. Leider verlor ich beide Eltern frühzeitig und erbte ein sehr kleines Kapital, welches als Vormund mein um Vieles älterer, mit einer reichen Frau verheirathete Bruder für mich verwaltete, der mich bei einem Lithographen als Lehrling unterbrachte, mir eine kleine Dachstube einräumte und, so oft ich Geld nothwendig hatte, gab, was ich brauchte; sonst kümmerte er sich nicht um mich. In dieser Verlassenheit hatte ich viele traurige Stunden. Wenn es mir nun so recht schwer um's Herz war, ging ich in die katholische Kirche und kniete mich an den Stufen des Altars nieder, denn obchon ich nie mit Jemand darüber gesprochen hatte, so wußte ich doch, daß Gott hier in ganz anderer Weise zugegen war als in unsern protestantischen Kirchen, die ich regelmäßig zur Sonntagspredigt besuchte, wo mich aber Nichts zurückhielt, wenn die Rede beendet und der Gesang verstummte. Eines Tages erklärte mir mein Vormund, indem er mir einige Thaler aushändigte, daß damit mein Kapital erschöpft, seine Verwaltung beendet und ihm die Möglichkeit nicht geboten sei, weiter sich meiner anzunehmen.

Ich war wie betäubt, unterdrückte meine Thränen und schlich bekümmert, stumm auf meine Dachkammer. Ich aß nur noch trockenes Brod zu einem Trunke kalten Wassers; trotzdem schwand die Barschaft, welche mein Vermögen bildete, schnell dahin, und so besaß ich eines Morgens nur noch die Mittel, um einige Semmel zu kaufen. Es wäre mir unmöglich gewesen, den gegen mich so herzlos gleichgültigen Bruder anzubetteln; ich machte mir also klar, daß ich verhungern müsse. Mit schwerem Herzen suchte ich meine Lieblingsplätze auf und nahm Abschied von ihnen. Dann eilte ich zur katholischen Kirche; ich sah Niemanden; ich kniete mich am Altare nieder, und erzählte dem lieben Gott, den ich dort gegenwärtig fühlte, all' mein tiefes Leid. Da wurde es plötzlich ruhig in mir; ich ging zur Werkstätte an meine Arbeit; und kaum hatte ich begonnen, so ließ mich der Meister rufen, und erklärte mir, daß seine Zufriedenheit mit meinen Leistungen ihm gestatte, mir von jetzt an einen Wochenlohn zu bewilligen. Wer beschreibt mein dankbares Entzücken! Es war mir das Leben geschenkt. — Sonderbarer Weise dachte ich nie daran, katholisch zu werden; obwohl ich doch eifriger als früher fortfuhr, am Altare der katholischen Kirche zu beten. Mit achtzehn Jahren hatte ich mir soviel als Lithograph erspart, daß ich die Akademie in München besuchen konnte. Dort saß ich einst an einem kalten Novemberabend in einem Bräuhause am Fenster, und trank meine Halbe. Plötzlich höre ich ein Klingeln und sehe wie unter Vortragung zweier Laternen das hl. Sakrament zu einem Kranken gebracht wird. Sonst folgen immer viele Menschen dem Priester, um betend das hl. Sakrament zu begleiten. Diesmal sah ich Niemand; der kalte, mit Schnee untermischte Regen schien Jedem abzuhalten. Da dachte ich: geht kein Katholik mit, so erzeuge du dem Herrn die Ehre. Ich ließ mein Bier stehen und folgte haarhaupt dem Priester bis in eine enge Gasse, wo er,

bevor er das Haus des Kranken betrat, sich umwandte, um, wie üblich, den Segen zu geben.

Ueberrascht vielleicht, mich allein vor sich stehen zu sehen, hielt er mir eine Weile das hl. Sakrament entgegen. Da griff's mir plötzlich tief in's Herz, wie ich in der dunkeln

Nacht so Aug' in Aug' meinem Gotte gegenüber stand; ich fiel schluchzend auf meine Kniee nieder, und als ich mich erhob und allein war, da war auch der Entschluß fest und klar, katholisch zu werden; schon am nächsten Morgen suchte ich einen Geistlichen auf, um mich unterrichten zu lassen.“ —

---

## Leben und Wunder des heiligen Karmeliten Albert von Sicilien.

Von Rev. Elisäus Nid, O. C. C.

(Fortsetzung.)

### 11. Kapitel.

#### Wunder am Grabe des heiligen Albert.

**V**on dem Tage, an welchem der kostbare Schatz des Körpers des heiligen Albert in der Kirche der Karmeliten zu Messina niedergelegt worden war, diese das Theater fortwährender Wunderzeichen. Taube, Stumme, Blinde, Lahme, Sichtbrüchige, kurz alle Arten von Kranken wurden dorthin geführt und Gott gab ihnen durch die Fürbitte des Heiligen die gewünschte Gesundheit wieder. Die alten Autoren, welche das Leben dieses Lichtes des Ordens vom Berge Karmel beschreiben, behaupten, daß solche wunderbare Heilungen wirklich unzählbar sind, da sein Grab täglich von Unglücklichen belagert war, die fast immer getröstet und geheilt hinweggingen. Von diesen Wundern wollen wir im Folgenden einige anführen.

Wie die Wunder, welche Albert in seinem Leben wirkte, täglich die Zahl seiner Verehrer vermehrte, so nahm diese zu, als er nach seinem Tode nicht aufhörte, der Auspender himmlischer Gnadengaben zu sein. Sicilien hatte getrauert, da der Tod ihm seinen Wohlthäter und Wunderwirker raubte, aber es tröstete sich, da man sah, daß Albert ein mächtiger Fürsprecher bei Gott geworden sei, der auch vom Himmel aus nicht nachließ den Segen Gottes auf das schöne Land herabträufeln zu lassen. In Sicilien nahm die

Andacht zum hl. Albert eher zu als ab und auf der ganzen Insel wurde er als einer ihrer Schutzheiligen angerufen, nicht bloß in Privat, sondern auch in öffentlichen Angelegenheiten. Die Städte Messina, Palermo, Trapani und andere wählten ihn zu ihrem besondern Schutzpatron, weil sie auf seine besondere Fürbitte von der Pest verschont geblieben waren. In diesen Orten wurde sein Fest alljährlich feierlich begangen und auch verschiedene Ablässe bewilligt. Ein Priester von Monte Ercino verfaßte ein Offizium des Heiligen, welches im Jahre 1574 von dem Bischofe von Mazzarino, Hieronymus von Terzamani, gutgeheißen und mit 40 Tage Ablass versehen wurde.

Aber nicht bloß auf Sicilien war der Schutz unseres Heiligen beschränkt, wenn er sich hier auch auf auffälliger Weise kund that, da ja auch hier eine allgemeinere Verehrung zu ihm herrschte. Ueberall, wo die Karmeliten hinkamen, verkündeten sie die Vorzüge Alberts; in der ganzen katholischen Welt fanden sich fromme Seelen, die ihn zu ihrem besondern Schutzpatron erwählten und deren Andacht er vom Himmel mit auserlesenen Gunstbezeugungen und häufig mit Wundern belohnte. Nikolaus Audeth, der von 1522 bis 1562 dem Karmelitenorden vorstand, schrieb, daß „fast der ganzen katholischen Welt durch die Wunder Alberts geholfen wird und noch Niemand ihr zu seinem Patron erwählt hat, ohne in ihm einen gnädigen und zuvorkommenden Fürspre-

cher zu finden. Ehe wir aber die Wunder des Heiligen nach seinem Tode berichten, wollen wir zuerst erzählen, wie er diejenigen bestrafte, welche sich nicht scheuten, den Platz seiner Ruhestätte und sein Grab zu entweihen. — Ungefähr ein Jahr war seit dem Tode Alberts verfloßen, als die Geißel des Bürgerkrieges Sicilien heimsuchte und die Wirkungen desselben machten sich in Messina mehr als anderswo bemerkbar. Die rohen Soldaten rühmten sich ihrer Bosheit, sie hatten keinen Respekt vor menschlichen noch vor göttlichen Dingen und beschimpften Gott und die Frömmigkeit der Christen. Sie besetzten auch das Kloster und die Kirche der Karmeliten und diese machten sie zum Pferdebestalle, mehr aus Bosheit als daß sie die Noth dazu zwang. So war das Heiligthum, wo Gott am Grabe des heil. Albert so viele Wunder gewirkt hatte, zu einem Stalle für das Vieh geworden; wo früher die Gläubigen hinströmten um Gott anzubeten, Maria und ihren heiligen Diener Albert zu verehren, sah man jetzt rohe Soldknechte ein- und ausgehen und ihre Schändlichkeiten treiben; wo zuvor das Lob Gottes in innigen Gebeten und frommen Gesängen erscholl, tönten Flüche und Gotteslästerungen, wüthes Geschrei vermischt mit dem Wiehern der Pferde; auf den Altären wo das allerheiligste Opfer dargebracht worden, lag jetzt das Futter für die Pferde. Wen empört nicht eine solche Entweihung des Heiligthums? Die Mönche, welche die Kirche bisher immer rein und schön geziert gehalten hatten, bestürmten den Himmel mit Gebeten, damit Gott durch die Fürbitte der heiligen Mutter des Karmel und die Verdienste des hl. Albert die Gotteschänder von dem heiligen Orte verjage. Auch alle guten Christen besonders solche, die Gnaden durch den heiligen Albert empfangen, seufzten mit den Karmeliten über die Profanierung des Gotteshauses und schlossen sich ihren Gebeten mit heißer Zubrünst an. Gott aber zögerte nicht die schändliche Entweihung seines heiligen Tempels zu strafen. Im Augenblicke da sie am wenigsten die Rache Gottes erwarteten, hörten die Soldaten ein Geräusch im Grabe des Heiligen, das sie in Schrecken setzte; plötzlich

starben die Pferde eines nach dem andern an einer unbekanntem Krankheit und bald darauf kamen auch fast alle Soldaten um. Jetzt war die Kirche wieder frei und die Mönche machten sich daran, das Grab des Heiligen zu öffnen, um die Ursache jenes Geräusches zu erfahren. Groß war die Verwunderung Aller, als man den Heiligen nicht mehr in der Stellung fand, wie er bestattet worden, sondern auf den Knien als ob er bete, so wie er es im Leben zu thun pflegte. Die Karmeliten, statt die alte Kirche, die überhaupt zu klein gewesen, zu restauriren, errichteten an einer andern Stelle ein neues Kloster mit Kirche, wohin auch der Leib des hl. Albert unter großer Feierlichkeit übertragen wurde.

Wenn unter den Zwölfen, die unser göttlicher Meister sich auswählte um seine Lehre zu predigen, einer war, der ihn verrieth, so ist es gewiß nicht zu verwundern, daß auch in andern Zeiten sich unter den Dienern des Heiligthums solche befunden haben, die statt die Frömmigkeit der Gläubigen zu fördern, dieselbe durch falsche Grundsätze zu schwächen suchten. So einer war im Jahre 1308 in einer Stadt Siciliens, namens Leatini. Gleichsam eifersüchtig wegen der Ehre, die dem hl. Albert allenthalben erwiesen wurde, konnte er nicht leiden, daß die Sicilianer mit solcher andachtsvollen Hochachtung von ihm sprachen und schaarenweise zu seinem Grabe hinströmten. Im Gegentheil bemühte er sich allerorts und in jedem Gespräche, den Heiligen im öffentlichen Ansehen herabzusetzen. Für ihn war Albert kein Heiliger; er war für ihn ein unvollkommener Mensch gewesen der sich von jedem Laien bloß durch seine Kutte unterschied. Die wunderbaren Heilungen, die auf seine Fürbitte geschahen, waren für ihn ganz gewöhnliche Vorkommnisse, die sich auch ohne Albert ereignet hätten; seine Bußübungen waren von den Karmeliten erfunden, um beim Volke Glauben zu finden; die Wunder seiner Leichenfeier waren nichts als Einbildungen und Phantasie. Er war kurz wie einer jener Prediger am Worte die nur die Kanzel besteigen, um unsere heilige Religion zu beschuldigen, aber ohne ihre Anklagen zu beweisen und deren ganze Beweis-

führung darin besteht die Lehren der heiligen katholischen Kirche zu verneinen.

Sinst predigte der Prior des Karmelitenklosters der oben genannten Stadt über die Herrlichkeit des heiligen Albert und zahlreiches Volk hörte ihm mit Andacht zu. Jener Priester war auch in der Kirche anwesend und unwillig unterbrach er das andachtsvolle Schweigen indem er in seiner Annäherung soweit ging und rief: „Lüge! Lüge! an allem was du gesagt hast, ist auch nicht ein Schatten von Wahrheit!“ Dann wandte er sich zum Volke und suchte die Leute zu überreden den Worten des Predigers nicht zu glauben. Plötzlich hielt er mitten in seinen Schmähungen gegen den Heiligen mit einem Schmerzensschrei inne. Sein Bauch war geplatzt und die Eingeweide hingen weit heraus. Gott wollte das öffentliche Mergerniß mit einer öffentlichen Buße bestrafen, damit das Volk nicht in Irrthum geführt werde und der Ruhm des hl. Albert neu erglänze. Der Priester wurde von furchtbaren Schmerzen geplatzt, aber noch mehr fühlte er sich beschämt, so vor allem Volke als Verleumder da zu stehen. Er erkannte jetzt seinen Irrthum, bekannte ihn öffentlich, um das gegebene Mergerniß wieder gut zu machen und sich zu einem Bilde des hl. Albert wendend versprach er, wenn der Heilige ihm helfen würde, wolle er überall seine Wunder und seine Heiligkeit verkünden, am Vorabend seines Festes Fasten und am Festtage selbst die hl. Messe zu seiner Ehre aufopfern. Kurz darauf kamen die Aerzte, welche so gut es ging seine Eingeweide wieder zurückshoben und ihn dann in seine Wohnung tragen ließen, wo er die ganze Nacht zubrachte seine Sünden beweinend und dem Herrn Dank sagend, daß er ihn auf diese Weise zu seinem Besten gestraft habe. Eben zeigte ein Lichtschimmer den Anbruch des folgenden Tages an, als in der Kammer des reinigen Priesters der hl. Albert erschien, um ihn zu trösten. In sanften Worten mahnte er ihn, nicht mehr augenscheinliche Thatfachen in Zweifel zu ziehen und an seine Heiligkeit zu glauben; dann salbte er mit dem Oele, das er in einem kostbaren Gefäße bei sich hatte, den Leib des Kranken und verschwand, indem er

ihn ganz geheilt zurückließ. Jener Priester wußte zwar, daß die Heiligen sich auf solche Weise rächen, jedoch war er sehr verwundert, daß die göttliche Gerechtigkeit so rasch versöhnt sei und Gott lobend und preisend, lief er zur Kirche der Karmeliten, warf sich unter Thränen vor dem Altare des Heiligen nieder, erneuerte seine Versprechungen und war fürderhin ein begeistertester Lobredner des heiligen Albert.

### 13. Kapitel.

#### Der heil. Albert rettet ein Kind aus den Flammen; Heilung eines Gichtbrüchigen.

Nicht lange nachdem die Karmeliten in Messina ihr neues Haus bezogen hatten, ereignete sich ein anderes Wunder, welches wieder geeignet war, die Macht der Verdienste des hl. Albert zu zeigen. In ihrer unmittelbaren Nachbarschaft entstand eine Feuersbrunst und die Flamme stieg bald zu erschreckender Größe. Die Bewohner des brennenden Hauses hatten sich gerettet und sahen jetzt zu wie das entfesselte Element ihre Habe zerstörte. Plötzlich sieht man inmitten der Flammen einen Knaben seine Arme nach den schreckensbleichen Zuschauern ausstrecken. Aber schon fällt der Arme hinab in das Flammenmeer. Jedoch auch die unglückliche Mutter hat ihr Kind erblickt und in ihrem Schrecken kann sie nur rufen: „heiliger Albert, rette mir mein Kind!“ Dann fällt sie in Ohnmacht. Keiner von denen, die den Knaben in das Feuer stürzen sahen, glaubte anders, als daß er todt und zu Asche verbrannt sei. Endlich gelang es den Anstrengungen der erschrockenen Bürgerschaft dem Feuer Einhalt zu thun und als man sich dem glühenden Aschenhaufen soweit nähern konnte, wollte man nach den etwaigen Ueberresten des Knaben suchen, um ihnen ein christliches Begräbniß zu geben. Nachdem man die zu Kohle verbrannten Balken und einen Haufen glühender Steine beiseite geschafft hatte, fand man den Knaben schlafend und ohne die geringste Verletzung, auch nicht ein Haar war ihm versengt. Voll Staunen trug man ihn aus dem

gefährlichen Orte zu seiner überglücklichen Mutter und befragt, wie er vom schrecklichen Tode befreit worden, gab er zur Antwort: „Ich weiß in der That nicht wie; nur erinnere ich mich, als ich in die Flamme fiel, wenigstens im Herzen gerufen zu haben: „O heiliger Albert, bitte daß mir Gott und die heil. Jungfrau zu Hilfe eilen!“ und als ich an den Ort stürzte wo ihr mich gefunden, habe ich keinen Schmerz gefühlt.“ Groß war die Verwunderung der Zuschauer, und unermesslich die Freude der Eltern, den todtgegläubten Knaben gesund und heil vor sich zu sehen. Preis und Dank brachten die Messinesen ihrem hl. Schutzpatron, denn das Wunder hatte sich unter den Augen einer unzähligen Mengegetragen und aller Zweifel war ausgeschlossen.

Um dem heiligen Albert ihre Dankbarkeit zu bezeigen, weihten die Eltern ihren Sohn dem Dienste Gottes und der allerheiligsten Jungfrau. Erfreut über dieses Glück sagte der fromme Knabe zu und trat in den Orden vom Berge Karmel, wo er gottselig bis zu seinem Ende lebte, nicht aufzuhören Gott zu danken, der ihn durch die Verdienste des hl. Albert vom schauderhaften Tode errettet und zum Ordensleben geführt hatte.

In Piazza, einer Stadt Siciliens, war ein gewisser Bertinoro Bonormio, der schon seit zehn Jahren gichtbrüchig darniederlag. An der Andacht zum hl. Albert hatte er so großen Gefallen, daß wenn Verwandte oder Freunde ihm von dem Heiligen sprachen, er alle seine Schmerzen zu vergessen schien. Inbrünstig bat er ihn, ihm die Gnade der Heilung von Gott zu erlangen, aber da er sie nicht erhielt, so schrieb er dieses nur seiner Unwürdigkeit zu und er gab sich vollständig in den hl. Willen Gottes. Er dachte, daß jene vorübergehende Widerwärtigkeit ihm für eine selige Ewigkeit Früchte tragen würde und die beständige Heiterkeit seines Antlitzes legte Zeugniß ab von der Reinheit seines Gewissens, so daß die Besucher nicht umhin konnten, seinen Glauben zu bewundern, der den Kranken mitten in seinem Unglück ganz zufrieden mit seinem Schicksal machte.

Es war das Jahr 1314 und der siebente

August, der Tag des Festes des hl. Albert nahe heran. Die Karmeliten schmückten in ihrer Kirche das Bild des Heiligen und bereiteten sich vor, das Fest ihres glorreichen Mitbruders mit großer Feierlichkeit zu begehen. Der fromme Gichtbrüchige tröstete sich damit, daß wenn er dem Feste auch nicht in der Kirche beiwohnen könne, er dennoch im Geiste theilnehmen und auch auf seinem Schmerzenslager den hl. Albert zu loben vermöge. Nur eines störte seiner Gleichmut; es war nämlich zu seiner Kenntniß gekommen, man weiß nicht wie, daß mehrere junge Ungläubige sich in die Kirche einschleichen wollten, um den Schmuck zu verderben und das allgemein verehrte Bild des Heiligen zu schänden. Ganz niedergeschlagen von diesem Gedanken floh ihn in der Nacht vor dem Fest der Schlaf, als er plötzlich bei der Pforte der nahen Kirche ein Geräusch vernahm. Jetzt fühlte er wie nie in sich den Wunsch aufstehen zu können, um das Vorhaben der frechen Gottesräuber zu verhindern und das Heiligthum auch mit Gefahr seines Lebens zu beschützen. Da umging ihn ein sanfter Schlummer und es erschien ihm umgeben von Licht der hl. Albert, der zu ihm sagte; Stehe auf, Bertinoro, denn der Herr hat dir die Gnade der Gesundheit verliehen“ Bei dieser wunderbaren Erscheinung erwachte der Kranke, sah aber nichts mehr. Jedoch fühlte er sich gesund und stark; er sprang aus dem Bette und fiel auf seine Kniee, um dem Heiligen Dank zu sagen. Dann nimmt er eine Waffe und eilt zur Kirche, um das geplante Verbrechen zu verhindern. Er findet die jugendlichen Missethäter, die sich bei seinem Anblicke erschrocken zur Flucht wenden; aber auf seinen Zuruf bleiben sie stehen und in seinem Eifer redet er sie an. Ich bin bloß gekommen; um euch von euerm verbrecherischen Thun abzuhalten und die Ehre meines Arztes, der mich eben geheilt hat, zu vertheidigen. Besehet mich, ich bin kein Gebilde der Phantasie, erkennet mich und bewundert die Güte Gottes, der mich so stark gemacht hat, den Heiligen zu vertheidigen, den ihr verachtet. Ich bin jener Bertinoro, den ihr kennt und der so lange Jahre gichtbrüchig ans Bett gefesselt war; der hl. Albert

aber hat mich jetzt vollkommen geheilt, damit ich mich eurer Missethat wiedersetzen könne. Vereiniget euch deshalb mit mir, dem Heiligen die Ehre zu geben und bittet ihn, euch zu vergeben.“

Bei diesen Worten und diesem Anblick waren die leichtsinnigen Jünglinge stumm vor Staunen und dann warfen sie sich in Thränen aufgelöst vor dem Bilde des Heiligen nieder, um ihn aus Herzensgrund zu bitten, ihnen von Gott die Verzeihung ihrer Sünden zu ersuchen.

Am nächsten Morgen waren diese die ersten,

welche die Kirche betreten und durch das hl. Sakrament der Buße ihr Gewissen reinigten, zur größten Verwunderung der Leute, die ihr bisheriges, leichtsinniges Leben gekannt hatten. Aber das allgemeine Erstaunen wuchs, als man erfuhr, welch großes Wunder sich während der Nacht zugetragen hatte, was sehr viel dazu beitrug, daß fast die ganze Stadt zur Kirche der Karmeliten eilte, dem hl. Albert ihre Verehrung zu zollen.

(Fortsetzung folgt.)

---

Wie die ersten Worte der Genesis das imposante Portal bilden zu der Geschichte des Reiches Gottes auf Erden, so ist das letzte Buch der hl. Bücher, die Offenbarung Johannis, welche in großen, gewaltigen Umrissen die Vollendung dieses Reiches und das ewige Leben in Gott schildert, ihr würdiger Schluß. „Komm, Herr Jesu“ — das ist das letzte Wort der Apocalypse, das letzte Wort der ganzen hl. Schrift — der letzte Seufzer aller Herzen, der stete Ruf der Menschheit seit Anfang der Schöpfung. Und diesem letzten Ziele ist Alles zugewendet, Alles strebt Ihm entgegen, dient Ihm; das „Heil der Seele“ ist es, was vom Anfange an die heilige Lehre und Geschichte beseelt, und am Ende in seiner Verwirklichung heraustritt.

---

Vorbild unserer dereinstigen Seligkeit ist Christus, der menschengewordene Sohn des Vaters, der Erstgeborene unter vielen Brüdern. Weil in ihm die Fülle der Gottheit leibhaftig wohnte, darum schaute seine Seele immerdar und unverhüllt Gottes Angesicht, und in dieser Anschauung war sie selig, und darum gab es für sie keine Möglichkeit der Sünde.

---

Gott, dieser ewige, und ewig unausmeßbare Ocean von Licht, Liebe, Freude, — das ist die Seligkeit der Seligen, ist das Geheimniß der steten Bewegung in der Ruhe, des Fortschrittes mitten im Ziele.

Wie der Blindgeborene nicht die Schönheit des Lichtes und den Glanz der Farben, so wenig mag der natürliche Mensch die Herrlichkeit des jenseitigen Lebens ahnen. „Diese Glorie, diese Schönheit, diese Majestät, die unsere Seligkeit sein wird, ist über alle Gedanken, Gefühle und Worte erhaben; was Gott seinen Freunden bereitet hat, übersteigt allen Glauben, übertrifft unsere Hoffnung und Liebe, unsere Wünsche und unser Verlangen. Diese Seligkeit kannst du erwerben, aber nie würdig schätzen, verdienen, aber nicht beschreiben“

---

„Der himmlische Lohn,“ sagt der hl. Bonaventura, „besteht seinem Wesen nach in der Anschauung, dem Genusse und Besitze des einen höchsten Gutes, d. i. Gottes, welchen die Seligen schauen werden von Angesicht zu Angesicht,“ d. i. entschleiert und ohne Verhüllung; in höchstem Entzücken und Verlangen werden sie seiner genießen, ewig werden sie ihn festhalten, so daß sich erwahrt das Wort des hl. Bernhard, daß Gott für die Erkenntniß sein wird ein Fülle von Licht, für den Willen eine Quelle des Friedens, für die Erinnerung ein ewiges, ununterbrochenes Leben.

---

Mutter aller Hilf' in Nöthen,  
Weizen trocknet auf der Au',  
Höre unser brünstig Beten,  
Send' uns Deinen heil'gen Thau.

## Am Pulverwagen.

**A**m Morgen des 24. Dezember 1784 war ganz Enzersdorf in Aufregung. Es war nämlich daselbst am 23. spät Abends eine Frau mit einem Kinde mit der Extrapost aus Wien angekommen, hatte sich ein Zimmer gemiethet und wurde am nächsten Tage todt in dem Bette aufgefunden. Das Kind hingegen schlief an ihrer Seite.

Man fand bei der Verbliebenen — einem Herzschlage war sie erlegen — nicht das geringste Schriftstück vor, aus welchem man in etwa ihren und ihres Kindes Namen, Stand und Herkunft hätte entnehmen können. Auch blieben alle diesbezüglich unternommene Nachforschungen erfolglos.

Die Fremde wurde begraben, und ihren zweijährigen Sohn nahm, nachdem niemand sich seiner erbarmen wollte, der alte Invalide Ignaz Steiner in Kost und Pflege. Er hatte viele Feldzüge mitgemacht und in seinem letzten, im Jahre 1758, den rechten Fuß verletzt.

Der Invalide lebte mit seiner Schwester in dem ihr gehörigen kleinen Häuschen und beschäftigte sich mit Flick- und Herstellen von Schuhen.

Zu diesen Leuten kam also das fremde Kind. Es erhielt den Namen Karl Steiner. Karl hatte es bei seinen Pflegeeltern sehr gut, denn der alte Invalide hielt ihn wie seinen Sohn. Bis zu seinem sechsten Lebensjahre durfte der Knabe thun und lassen was er wollte; dann aber nahm ihn sein Pflegevater in die Lehre, das heißt Karl mußte von da an täglich zwei Stunden nach dem Kommando exerzieren; auch lehrte ihn der Invalide Religion, Lesen, Schreiben und Rechnen. Obwohl der alte Soldat selbst nicht viel davon wußte, so genügte dies wenige schon, weil gründlich dem Knaben beigebracht, um ihn in der ganzen Gegend in den Ruf eines „Wunderkindes“ zu bringen.

Später erlernte der Junge von seinem Pflegevater auch noch die Schuhmacherei. Alle hatten Karl lieb, denn er war nicht nur ein

frommer, sondern auch ein lustiger Gefelle, der am besten zu tanzen und zu singen verstand.

Die schönste Zeit war für Karl der Abend. Sobald die Kirchenglocke zum Ab- läutete und das Gebet verrichtet war setzte Karl sich zu seinem Pflegevater und bat ihn, von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen.

„Ach Vater!“ sprach einst Karl, „ich möchte auch ein braver Soldat werden, wie du und General Laudon es gewesen. — Was muß ich thun, lieber Vater, damit ich so ein braver Soldat einst werde?“

„Was du thun mußt, mein Kind? — Höre mir zu! — Ein braver Soldat muß vor allem trachten, mit dem lieben Herrgott auf gutem Fuß zu stehen, denn jeden Augenblick kann der Herrgott ihn zu sich berufen. Gehorche deinem Vorgesetzten. Halte immer Treue deinem Gott und Kaiser. Wie du dich hier bettest, so wirst du einst im Jenseits liegen. Bist du fromm und brav, so kommst du zum lieben Herrgott. Bist du schlecht, so holt dich der Teufel. Brav ist nur der Soldat, der bei allem, was er denkt, spricht und macht, immer sich angelegentlichst vor Augen hält, daß dies alles der liebe Herrgott da droben weiß, sieht und hört. Vergiß das nie und handle so, wie ich dir jetzt gesagt, dann wirst du nicht nur glücklich auf dieser Erde, sondern dir auch einen Freiplatz im Himmel erobern. — Bei Domstadt im Jahre 1758, gerade am Tage vor meinem Namenstage war es, da paßten wir auf die Verpflegungskolonne des preussischen Königs Friedrich II. der bei Olmütz stand und die Stadt belagerte. General Laudon lag im Verstecke. Da kamen sie endlich angerückt und die hundert und aberhundert Wagen. General Laudon — ich stand in seiner Nähe — betete. Auch wir hatten unsere Häupter entblößt und beteten stille mit. Als das Kreuzzeichen gemacht worden war, gab Laudon den Befehl zum Aufsitzen. Hui, wie der Blitz waren wir im Sattel, und nun ging's auf Leben und Tod. Ha, ha!“ — lachte der alte Invalide, — „du hättest die Preußen



sehen sollen, wie sie geschaut haben, als wir in sie hineinragten. Wir hatten harte Arbeit, aber schließlich war doch die ganze Wagenburg unser, und der König von Preußen mußte dann von Elmuß mit hungrigem Magen schleunigst abziehen. Damals habe ich mein rechtes Bein verloren. Glaubst du, Junge, daß wir bei Domstadt so drein gehauen hätten, wenn wir nicht vorher unsere Seele dem da oben im Gebete empfohlen hätten? Sterben müssen wir alle mein Sohn, aber der schönste Tod bleibt doch allweil der am Schlachtfelde für Gott, Kaiser und Reich. Und was glaubst du, Karl, was General Laudon auf seinem Todesbette gesagt hat? Ich war bei seiner Leiche; er ist in Reutitschein am 16. Juli 1790 gestorben. Also was glaubst du, was Laudon, wie er im Sterben lag, gesagt hat? Da lies!“

Und der alte Invalide zog aus seinem Noche ein Gebetbuch hervor, entnahm demselben ein bedrucktes Papier und reichte dieses seinem Sohne hin. Karl las nun mit lauter Stimme. Die letzten Worte, die der verstorbene Held Oesterreichs, Graf Laudon, an dem Todesbette zu seinem Vetter sprach, waren:

„Fürchte Gott, deinen Schöpfer, und beobachte die Vorschriften der christlichen Religion, denn ohne Religion ist man kein Mensch, kein Held, kein Staatsmann. Leute ohne Religion sind ein Abscheu der Menschheit, die sich selbst auf die niedrigste Art herabsetzen. In Krankheit und Gefahr sind sie die feigsten Memmen, ohne Muth und Kraft.“ (Historisch.)

„Siehst du mein Sohn,“ sprach, nachdem Karl dies gelesen, der Invalide zu ihm, „so hat der alte Laudon, unser Laudon, gedacht und gehandelt. So mußt auch du stets denken und handeln, dann wirst du auch ein braver Soldat sein.“

Als der Invalide geendet, erhob sich Karl, ergriff des Alten Hände, küßte sie und sprach: „Vater laß mich ziehen! Auch ich will dem Kaiser mein Leben weihen und dir, vielgeliebter Vater zeigen, daß ich dein würdiger Sohn bin.“

Dem Alten wurden die Augen feucht. Lange widerstrebte er den Bitten seines Pflegekindes,

doch schließlich segnete er Karl und ließ ihn ziehen.

Karl ließ sich zu den Deutschmeister-Grenadiere anwerben. Die erste Zeit ging es dem jungen Soldaten sehr schlecht, denn fast alle Kameraden lachten und spotteten ihn wegen seiner Frömmigkeit aus. Man nannte Karl Steiner beim ganzen Regiment nicht anders als den „Vetbruder“. Und warum? Weil er getreu den Lehren seines Pflegevaters und den letzten Worten General Laudons sich gar nicht scheute, sein Früh-, Mittag- und Abendgebete zu verrichten, und weil er den Rosenkranz, den seine Pflegemutter ihm beim Abschied mitgegeben hatte, stets bei sich in der Rocktasche trug.

Nach sechs Jahren wurde Karl Korporal. Er war einer der besten Unteroffiziere und seine Vorgesetzten hatten ihn sehr lieb.

Man zählte das Jahr 1809. Napoleon zog mit seiner Armee gegen Wien. Ein Theil der unter Kommando des Feldzeugmeisters Baron Hiller stehenden österreichischen Armee mußte sich von Landshut nach Neumarkt zurückziehen. Den Rückzug hatten zwei Kompagnien Deutschmeister-Grenadiere zu decken. Schon war der Hohlweg von Geisenhausen glücklich passiert, als beim Ausgang aus dem Engpaß das sich zurückziehende Gros von feindlicher Reiterei angegriffen wurde. — Die Situation war äußerst kritisch, denn zum Viereck formieren war keine Zeit mehr. Im nächsten Augenblicke mußte die Nachhut überritten, das retirirende Gros vernichtet sein. In diesem Moment der höchsten Gefahr läuft Karl einige Schritte zu einem auf der Straße liegenden Pulverkarran zurück. — Er wirft seinen Fächer zu Boden, küßt seinen Rosenkranz und erwartet hocherhobenen Hauptes, den Blick zum Himmel gewendet, die heranstürmenden Reitermassen.

Wie ein Sturmwind braust es daher. Da — ein Blitz, — ein Krach und Hunderte von Reitern wälzen sich im Blute am Boden, die übrigen aber ergreifen in ihrer Verwirrung die Flucht. Karl hat den Pulverkarran in die Luft gesprengt.

Die Oesterreicher waren gerettet, denn dem Feinde verging an diesem Tage — es war am

21. April 1809 — jede weitere Lust zu neuen Angriffen.

Der Kommandant des 4. Regiments, Oberst Klopstein von Ennsbruck, kam zur Nachhut und frug, wer den Pulverkarren in die Luft gesprengt habe.

„Der — der —“ keinem fiel gleich der Name des Korporals ein; sie hatten ihn ja felten bei seinem Namen gerufen. Endlich sagte ein Grenadier: „Der Betbruder war's!“

„Was? rief der Oberste — „Gut ab vor einem solchen Helden! Ein echter Deutschmeister war's! Ihr Kerle aber lernt von ihm, wie ein echter Deutschmeister für Kaiser und Reich stirbt.“

Seit jenem 21. April aber lacht kein Deutschmeister mehr einen gottesgläubigen und frommen Kameraden aus, und das Wort „Betbruder“ bringt kein Ungehöriger des 4. Regiments mehr über seine Lippen, denn er

muß bei diesem Worte unwillkürlich jenes Korporals gedenken, durch dessen heldenmüthige Selbstaufopferung das 4. Regiment vor unausbleiblicher Vernichtung bewahrt wurde.

Die Deutschmeister haben sich aber die Worte ihres Obersten zu Herzen genommen. Einen Monat später, am 21. und 22. Mai 1809, haben sie bei Aspern gekämpft und geholfen, den für unüberwindlich gehaltenen Napoleon zu besiegen. Ihr Oberst erwarb sich damals das Theresienkreuz, und das sagt von jenem Ruhmestag der Deutschmeister mehr, als Tausende von Lobesworten es je vermögen können.

Ignaz Steiner, der 91 jährige Invalide, warf bei der Nachricht von dem Heldentode seines Sohnes die Krücke weit von sich, breitete seine Arme aus und rief: „Großer Gott da droben, laß' alle Söhne Oesterreichs so werden wie meinen Sohn!“ Nach diesen Worten fiel er entseselt in die Arme seiner Schwester.

---

Substanz und Mittelpunkt unserer Seligkeit ist die Anschauung Gottes. „Er krönt und ist selbst die Krone, er verheißt und ist selbst die Verheißung, er vergilt und ist selbst die Vergeltung, er lohnt und ist selbst der Lohn“

---

Nicht alle Seligen sind in gleicher Weise selig, noch ist die Anschauung Gottes dieselbe in Allen, vielmehr finden auch dort Unterschiede statt, entsprechend dem verschiedenen Grade der Empfänglichkeit; diese selbst aber bemißt sich nach Maßgab der Liebe in den Herzen.

---

„Es ist eine schöne Sache, daß das Herz fest werde.“ „Der Mensch bitte im Glauben, ohne zu zweifeln; denn wer zweifelt, gleicht der Meereswelle, die vom Winde bewegt und umhergetrieben wird.“

---

Der Rosenkranz ist ein Schatz, eine Schatzkammer; denn die Kirche hat alle Schätze in ihn niedergelegt.

---

Was Werth hat, das will behütet sein. Der Gelehrte bewacht ängstlich seine alten Pergamente; denn sie sind sein größter Schatz. Die Mutter wacht Tag und Nacht am Bette ihres kranken, fiebernden Kindes; denn es ist ihr größter Schatz. So soll die Christenheit das Kreuz Jesu Christi behüten; denn Christi Kreuz ist ihr größter Schatz. Nehmt das Kreuz aus der Welt, und ihr nehmt das Heil aus der Welt und mit dem Heile den Trost und mit dem Trost die Liebe.

---

Der größte Schatz auf Erden ist das Kreuz, das Kreuz. Dichter haben den Ruhm dieses Kreuzes besungen, Bildhauer haben versucht, das Andenken desselben in Marmorstein zu bewahren, Martyrer haben es auf dem Scheiterhaufen umklammert, und Gläubige, die sankt auf ihrem Lager entschliefen, haben sich mit ihrem Haupte daran gelehnt. Das Kreuz hat eine wunderbare Anziehungskraft und gießt himmlische Sonnenstrahlen in unsere Seele.

# Vierundzwanzigster Jahresbericht

der deutschen National-Stiftung von Campo santo zu Rom für's Jahr 1898.

## 1. Der Verwaltungsrath und die Bruderschaft.

Der Verwaltungsrath, der außer der heißen Sommerzeit sich monatlich zu seinen Berathungen versammelte, ist andauernd darauf bedacht gewesen, die, wenn auch bescheidenen Einkünfte der frommen Stiftung für die Landsleute in Rom, wie für die heimathlichen Diöcesen in vielfältiger Hinsicht nützlich und segensreich zu verwenden. — Am 5. März verloren wir durch den Tod des Herrn Dr. Dantone ein Mitglied, das seit dem Jahre 1887 in seltener Treue und mit rastlosem Eifer seines Amtes gewaltet hatte. Da nunmehr zwei Stellen im Verwaltungsrath vacant waren, wurden in der Sitzung vom 14. März die Herren Msgr. Dr. Eshes und Kaufmann Immelen als neue Mitglieder gewählt und durch Se. Eminenz den Cardinal-Protector bestätigt. — Der Umbau eines den Einsturz drohenden Miethhauses nahm insbesondere die Sorge des Verwaltungsrathes in Anspruch und hat die Stiftung zu außerordentlichen Auslagen genöthigt, deren Deckung nur im Laufe vieler Jahre möglich sein wird. Hatte das vor zwei Jahren gefeierte elfhundertjährige Jubiläum, dank der Gaben freundlicher Wohlthäter, einen erfreulichen Ueberschuß in der Jahresrechnung von 1897 gebracht, so werden wir dieses Jahr mit einem drückenden Deficit abschließen.

Unsere altherwürdige Bruderschaft von Campo santo hat unter der Leitung ihres verdienten Camerlengo oder Obmanns, Herrn Albrecht, sich mit erneutem Eifer ihren frommen Uebungen gewidmet; die Zahl der auswärtigen Mitglieder ist im Laufe dieses Jahres bis über 10,000 gestiegen.

## 2. Das Priester-Collegium.

Beim Wiederbeginn der Studien im Herbst 1897 zählte das Collegium sieben Capläne und Convicoristen, von denen im Sommer die

Herrn Dr. Weis, Dr. Merkle, Sickenberger und Kollat ausschieden; an ihre Stellen traten zu Herbst mehrere neue Herren ein, so daß das Collegium aus folgenden Mitgliedern besteht: Dr. Wieland, Diöcese Augsburg, Meyer und Dr. Postina, Diöcese Straßburg, Dr. Reichenberger, Diöcese Regensburg, Schnyder, Diöcese Basel, Dr. Wiegand, Diöcese Trier, Zettinger Diöcese Luxenburg, Dr. Kirsch, Diöcese Mainz. Zu ihnen kam als Gast während des Winters Chorherr Bourban aus der Abtei von St. Maurice. Von diesen Herrn beschäftigten sich fünf mit christlicher Archäologie, drei mit geschichtlichen Forschungen, einer mit dem Studium des Kirchenrechts. Außerdem weilten Herr Hofarchitekt Grewing und Professor Dr. Köhrich aus Braunsberg zu längerem Studienaufenthalt in unserem Hause, während das ganze Jahre hindurch es selten an Gästen fehlte, die zum Besuche der hl. Orte nach Rom gekommen waren. — An den Samstag-Abenden wurden wissenschaftliche Vorträge der Reihe nach von den Herrn des Collegiums gehalten; in der Woche vor Weihnachten hielt man gemeinschaftliche Exercitien unter Leitung des P. Dilgskron, S. R. — Im Sommer machten Herr Dr. Merkle seinen theologischen, Herr Weis seinen philosophischen Doctor; ersterer wurde im Herbst zum Professor an die Universität Würzburg ernannt. — Die Görres-Gesellschaft zahlte auch in diesem Jahre für wissenschaftliche Zwecke 500 Mark. — Die Bibliothek, wie die Sammlung christlicher Alterthümer sind ansehnlich erweitert und vermehrt worden; eine Anzahl von Verlegern sandte gratis Tagesblätter und Zeitschriften. Unsere eigene Quartalschrift für christliche Alterthumskunde und für Kirchengeschichte ist andauernd bestrebt, sich der Werthschätzung, die sie sich durch die nunmehr zwölf Jahrgänge in der gelehrten Welt erworben hat, immer mehr würdig zu machen; eine Anzahl von hervorragenden Gelehrten hat durch ihre Mitarbeit

dazu in dankenswerther Weise beigetragen. — Herr Dr. Wieland trat Ende September eine Forschungsreise nach Nordafrika an, von wo er mit reichen Ergebnissen für die christliche Alterthumskunde Mitte November zurückkehrte. Das Jahr hindurch ist er gern der ebenso kundige als lebenswürdige Führer der Landsleute in die Katafomben gewesen, während Herr Meyer als Ceremoniar Kirche und Gottesdienst in seine besondere Sorge nahm; Herr Dr. Kirsch trat Ende des Jahres das Amt des Bibliothekars an. Wie Herr Dr. Reichenberger durch Vorträge auf dem Harmonium, so hat ein unter den Herren gebildetes Gesangkränzchen es übernommen an Festen durch mehrstimmige Lieder die Tafel zu würzen.

### 3. Die Kirche und die kirchlichen Feste.

Zu dem fünfundschwanzigjährigen Amtsjubiläum, das der Rector zu Weihnachten vergangenen Jahres gefeiert hatte, kamen noch von verschiedenen Seiten Geschenke für die Kirche. Herr Bügenstem sandte ein in Marmor gemessenes Medaillon mit dem Bilde der hl. Jungfrau, Baronesse Sidlnitzky ein Altartuch mit reicher Spitze; der St. Elisabethen-Verein zu Rom schenkte ein rothes in Gold gesticktes Tabernakel-Belum, die beiden Schwestern Frä. Müller eine schöne Stola, Frau Herfs und Fräulein Seul ein überaus herrliches Messgewand, die Frauen Schwestern hier selbst ein prächtiges Evangeliar-Belum mit Goldstickerei. Außerdem verfertigten die beiden Nichten des Rectors mehrere Messgewänder für die Festtage, Frä. Stiffel schenkte vier große Bouquets künstlicher Blumen für den Hochaltar; eine Dame aus Köln sandte eine werthvolle Spitze. — Auf unserm Gottesacker kamen dieses Jahr sechs Leichen zur Bestattung. Dankbar gedenken wir eines hingegangenen Wohlthäters des Geheimen Commerzienrathes Eugen von Boch, der u. A. den Flurbelag des Chores in Mettlacher Platten gestiftet hat. — Das Fest des hl. Joseph wurde in diesem Jahre besonders feierlich begangen; die Mitglieder unserer Bruderschaft, der Gesellen-Verein und die Mitglieder des Elisabethen-Vereins mit ihren Pflegebefohlenen gingen gemeinsam zur heil.

Communion. Der Gesangchor vom Göttlichen Heilande sang während der Feier verschiedene Motetten. Nachher wurden die Armen reichlich von den Damen beschenkt. — Am Schmerzensfreitag hielt P. Kaiser O. P., Charfreitag P. Biderlack S. J., die Predigt. — Am Feste des hl. Johannes von Nepomud wurden nach der feierlichen Messe aus einer zum Jubiläum Campo santo gemachten Stiftung deutsche Arme mit Gaben zu 5, 10 und 20 Fres. unterstützt. — Bei der Aussetzung des Hochwürdigsten Gutes für die Wiedervereinigung im Glauben waren die drei Hochämter, wie die Anbetungsstunden unter verschiedene Institute und Congregationen vertheilt; die Schlussandacht hielten dem Herkommen gemäß die Zöglinge des Germanicum. — Am Frohnleichnamsfeste sang Msgr. Croy, einer der vier diensthühenden Kammerherren des hl. Vaters das Amt; der Hochwürdige Herr Erzbischof Zardetti hielt die Predigt, Se. Eminenz, der Cardinal-Protector trug bei der Prozession das Allerheiligste und spendete den sakramentalen Segen. Die Schola Gregoriana sang; die Musikkapelle der Schweizergarde begleitete die Prozession; den Altardienst versahen die Zöglinge des Collegium des hl. Bonifatius. Se. Excellenz der Botschafter Graf Reverteira mit Tochter, Herr Prälat von Montel, Msgr. Chfès, Msgr. Marty, der Commandant der Schweizergarde Graf de Courtin nebst den übrigen Offizieren der Garde, der Gesellen-Verein und das Marienbündniß, sowie eine Anzahl von Landsleuten und Römern theiligten sich an der Prozession über den reich geschmückten Gottesacker. — Bei dem Funerale für Ihre Majestät, die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich, nahm der Cardinal-Protector die Absolution an der Tumba vor; Se. Excellenz der Botschafter, nebst den anderen Herren der Botschaft, die Herren Prälaten von Montel, Nagl, T'Serclaes, Msgr. Chfès, Msgr. Wilpert, sowie die Landsleute in großer Zahl wohnten der ersten Feier bei. — Das Regierungsjubiläum Sr. Majestät Kaiser Franz Joseph von Oesterreich, unseres Allergnädigsten Rectors, wurde dadurch gefeiert, daß die Priester des Collegiums die hl. Messe für ihn

lasen und daß 500 Lire an hiesige Arme, die aus Oesterreich gebürtig sind, vertheilt wurden. — Bei dem Dankgottesdienst am Vorabende von Neujahr hielt P. Dilgskron S. R. die Predigt: nach dem sakramentalen Segen schloß das „Großer Gott“ die erbauende Feier.

#### 4. Wohlthäter.

Außer den oben angeführten Geschenken für die Kirche sind an Gaben in Geld dargebracht worden von einer Wohlthäterin 500 L. zu Ostern und 300 zu Weihnachten, von Herrn Bürgstein 300 L., aus Amerika von Herrn Consul Stodinger und Herrn Forkenbrock je 100 L., von Fr. Anita Ballenberg und von Herrn Korff je 100 L., von Herrn Dechanten van Akeren 100 M., von Fel. Itschert und Schwester 200 M., sowie von manchen andern Wohlthätern kleinere Gaben. Herr Rüstet in Regensburg übernahm auch in diesem Jahre den Druck und Versandt des Jahresberichtes. Für alles dies, sowie für jeden Erweis des Wohlwollens gegen die nationale Stiftung sei hiermit Allen und Jedem der herzlichste Dank gesagt. Die Priester unseres Collegiums beten täglich für die Wohlthäter; am Pfingstfeste wird ein feierliches Amt für die Lebenden, in der Octav von Allerseelen ein solches für die Abgehiebenen gefungen.

#### 5. Wohlthätige Bestrebungen.

Das Marienheim Nazareth, das Asyl für deutsche Mädchen in dienender Stellung, hat unter der Leitung der Schwestern von der hl. Elisabeth und unter der geistigen und materiellen Unterstützung von Seiten des Campo santo auch in diesem Jahre viel des Guten gestiftet. Unsere „Marienkinder“ sehen in ihrem Heim in Via dell' Olmata, 9, bei Sta Maria maggiore ihr Elternhaus, wo sie Zuflucht in Gefahren, Trost und Erholung nach der Arbeit, in den Predigten und Conferenzen an den Sonn- und Feiertagen Belehrung finden. Durch die Herrichtung eines großen Saales ist nun auch der würdige Raum für festliche Versammlungen gewonnen worden. In der Charwoche wurden für die Mädchen geistliche Exercitien abgehalten. Se. Eminenz, Cardinal Rcpp beehrte das Hospit

mit seinem hohen Besuche und richtete unvergeßliche Worte der Ermahnung und Ermunterung an die Marienkinder. Den vielen früheren Wohlthaten fügte der hohe Kirchenfürst nunmehr noch auch die hinzu, daß Hochderselbe eine ansehnliche Summe für die Ausstattung und Bemalung der Kapelle zusagte. An der Bestattung eines braven Marienkindes, Lucia Wippen, nahm der ganze Verein Theil. Die Namenstage des Directors und der Oberin wurden dem Herkommen gemäß festlich begangen; zu Weihnachten versammelte der Christbaum die Mädchen um sich, und das Christkindlein spendete einem jeden ihre Gaben. — Der schon seit Jahren gehegte Plan, in Neapel eine Filiale zu gründen, ist endlich diesen Herbst zur Ausführung gekommen, wo zunächst in einer Miethswohnung, Riviera di Chiaja 95, drei Schwestern das Asyl eröffnet haben. Auch dort wird mit Gottes Hilfe reicher Segen für unsere verlassenen und so vielen Gefahren ausgefekten jungen Landsmänninnen aus der neuen Niederlassung erwachsen. Allerdings bedarf das Asyl zumal in seinen Anfängen besonderer materieller Unterstützung; wenn irgendwo, dann ist hier eine Gabe gut angebracht. Wie die Schwestern in Rom, so nehmen auch die in Neapel Damen in Pension.

Der Gesellen-Verein, der seit einer Reihe von Jahren sein Vereinslokal in Campo santo hatte, siedelte im Sommer in eine mehr central gelegene Wohnung über; seine religiösen Versammlungen hält er nach wie vor in unserer Kirche. Die Leitung des Vereines führte als Präses ein Caplan des Campo santo, bis zum Sommer Herr Sickenberger, nach dessen Rückkehr in die Heimath Herr Dr. Wiegand. Unsere Stiftung zahlt alljährlich aus gewissen wohlthätigen Fonds 1500 L. für die Zwecke des Vereins. Gesellen, welche als Pilger zum Besuche der hl. Orte nach Rom kommen, erhalten die den Pilgern zustehende Unterstützung; es sei aber hiermit abermals darauf aufmerksam gemacht, daß nur derjenige Unterstützung beanspruchen kann, der sich durch ein eigenes Zeugniß seines Ortsgeistlichen, resp. seines Präses als wahrer Rompilger ausweist. Die große Menge der Waga-

bunden, welche auf die Gesellen-Firma hin „auf die Walze“ gehen, macht die erneute Einschärfung dieser Verfügung nothwendig.

Der St. Elisabeth-Verein zu Unserer Lieben Frau von Campa santo, im vorigen Jahre gegründet, hat unter seiner Präsidenz, Frau Baumgarten, zur Unterstützung armer deutscher Frauen und Familien eine segensreiche Thätigkeit entwickelt, wozu die von verschiedenen Seiten geflossenen Gaben die erforderlichen Mittel an die Hand gaben. Der Verein hat seinen Sitz im Kloster der Grauen Schwestern, Via dell' Olnata, 9, wo er sich alle 14 Tage zu versammeln pflegt; an einem Sonntage zu Anfang jedes Monats versammelten sich die Damen mit ihren Pflegebefohlenen in der Kapelle des Klosters zu einem Gottesdienste, dem sich nachher eine Erfrischung unserer Armen anschloß. Am Feste des hl. Joseph, wie zu Weihnachten, fand eine reichere Bespeerung statt. Bei den milden Spenden in Campo santo sind die vom St. Elisabeth-Verein empfohlenen Armen stets besonders berücksichtigt worden.

Fügen wir dem gesagten noch hinzu, daß an arme Mitglieder unserer Bruderschaft, an arme Deutsche zur Heimreise, wie an die zahlreichen an unsere Thüre klopfenden Bettler das ganze Jahr hindurch reichliche Almosen gespendet wurden, daß der Campo santo, der seiner Gründung nach zunächst Pilgerhospiz ist, einer großen Zahl armer Pilger auf drei Tage freie Herberge gewährte und ihnen bei den Schwe-

stern von der hl. Elisabeth ein Mittagessen hat reichen lassen, daß arme Handwerker, indem man ihnen Arbeit gab, unterstützt wurden, so mag das alles zusammen Zeugniß ablegen, daß unsere Stiftung, wenn sie für jede ihr gespendete Gabe dankbar ist, auch ihrerseits darauf bedacht ist, zumal für die bedürftigen Landleute Sorge zu tragen und deren Noth nach besten Kräften zu lindern.

Wir schließen unsern Bericht mit freundlichen Glückwünschen zum neuen Jahre an alle unsere Freunde und Gönner, wie mit der ergebene Bitte an dieselben, auch im neuen Jahre ihre Gewogenheit unserer nationalen Stiftung bewahren zu wollen, damit sie unter Gottes Beistand zu immer segensreicherm Wirken sich entwickeln möge, zur Ehre Gottes und zum Heil und Nutzen unserer Landleute. Gelegen in unmittelbarer Nähe des Domes von St. Peter, wo wir mit dem hl. Vater die gleiche Luft athmen, mit einer Geschichte von elf Jahrhunderten, mit ihrer schönen Kirche und ihrem anmuthigen Gottesacker und ihrem allen Landleuten offen stehenden Hospiz muß ja unsere Stiftung das Interesse eines jeden deutschen Katholiken in Anspruch nehmen, und Jeden muß es freuen, wenn diese Vertreterin unseres Volkes am Grabe des Apostelfürsten zu immer reicherer und segensvollerer Blüthe sich entwickelt.

Rom, am Feste der hl. Drei Könige 1899.

Der Rector :

Mfgr. de Waal.

Der Rosenkranz ist das rechte Sterbkleid. Wer mit diesem Kleide eingefarbt wird, der ruht von seiner Arbeit bis an den Tag des Gerichtes, und dann geht er, umhüllt von diesem Kleide, unverfehrt durch die Schrecken des Gerichtes und durch die Flammen des Fegfeuers zur Seligkeit.

Wer Maria verehrt, der meidet allen kindischen Tand und duldet auch nicht den mindesten Flecken am Kleide dieser englischen Tugend. Dieses bestätigt Gregor der Große.

Jesus Christus ist der Vater, der Grund, der König, die Quelle aller Gnade, und Maria ist die Mutter des Urhebers der Gnade selbst. Jesus Christus ist der Urquell der Gnade, weil er der Sohn Gottes ist, und Maria ist voll der Gnade weil sie die Mutter Gottes ist. Doch Maria ist es nicht genug, daß sie selber voller Gnaden ist, sondern sie will haben, daß die Gnaden von ihr über andere ausfließen gleich einem Bache, der von einem Berge abrinnt und weder Damm noch Schleuse duldet. Sie begießt als Gärtnerin gleich einer überlaufenden Springbrunnen-Muschel den Garten unserer Seele.

## „Ich bin ein katholischer Christ.“

Eine wahre Begebenheit.

In einem recht alten Buche las Schreiber dieses vor einiger Zeit, wie einst ein heiliger Martyrer, Pacianus mit Namen, auf die Frage, wer er sei, eine kurze und bündige Antwort seinen ungerechten heidnischen Richtern gegeben hat. Er war deshalb vor diese Richter gestellt und zu grausamen Peinen verurtheilt worden weil er ein Christ war. Als man nun diesen christlichen Selben nach manchen erlittenen Plagen und Foltern, nachdem er fast kein gesundes Glied mehr am Leibe hatte, nochmals fragte: „Wer bist du und warum opferst du nicht den Göttern?“ — da antwortete der halbtoote Bekenner nochmals mit Freude und Entschiedenheit: „Christianus mihi nomen, catholicus cognomen!“ d. h. „Christ ist mein Name und katholisch mein Zuname!“ Und nach diesem freudigen Bekenntniß erlitt er gerne den Martyrertod.

Es muß eine gewisse Kraft in einem solchen Bekenntnisse liegen, die uns die Leiden alle ertragen hilft, mögen sie auch noch so furchtbar über uns kommen. Aber es ist heutzutage manchmal als hätte dieser Ausspruch und diese Redeart ihre Kraft und Bedeutung verloren; denn man hört's auch in dieser unserer Zeit noch manchmal, wie dieser und jener sich rühmt: „Ich bin ein guter katholischer Christ, mir können Sie trauen und glauben u. s. w.“ und hinterher hört und erfährt man, daß jener Mensch sich nur den katholischen Mantel umhängt und recht freundlich thut, um dann besser betrügen zu können. Du hast vielleicht auch schon, lieber Leser, in manchen Büchern schwarz auf weiß gelesen, wie der Verfasser sich fast auf je. er Seite rühmt: er sei ein guter Christ, der gar ein apostolisch-katholischer Christ, und mitten unter den feinfrommen Redensarten stößt dir noch manches auf, das so gar nicht recht katholisch klingt, und das du in deinem alten, echten, katholischen Katechismus, den du von Kinderjahren her noch aufbewahrst, gar nicht finden kannst; und wenn du deshalb

ganz gescheiterweise zu deiner Geistlichkeit gehst, ihr das Büchlein vorzeigst und sie um ihre Meinung darüber fragst, so erfährst du, daß dasselbe von einer Gesellschaft herrührt, die im frommen christlichen Gewande verhüllt, bei dir das Gift des Irrthums oder Unglaubens einschmuggeln will. Mit Recht übergiebst du deshalb das trügerische Nachwerk den Flammen und hütest dich in Zukunft vor so fromm klingenden Redensarten und vor solchen Büchlein, die dir so oft umsonst ins Haus gebracht oder auf Eisenbahnen gar freundlich gebracht werden.

Daraus kannst du schon genugsam erkennen, daß nicht jeder ein katholischer Christ ist, der es mit dem Munde sagt, und daß nicht alles Geschriebene, was auf den ersten Augenblick so frommthuend und bibelfest klingt, auch sofort echt christ-katholisch ist. Das ist übrigens auch gar nichts Neues. Unser göttlicher Heiland mahnt uns schon: „Hütet euch vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber reißende Wölfe sind.“ Und er sagt uns auch noch ein besonderes Kennzeichen von dieser Art Leute: „An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen.“ Damit du aber das Gesagte noch besser einsehst, will ich dir eine Geschichte erzählen, die sich im Jahre 1849 zugetragen hat:

Ein junger Mensch wanderte als Geselle in die weite Welt lange umher, hatte aber von Hause aus noch einige Bruchstücke seines Glaubens mitgenommen. Er arbeitete einige Monate in Berlin, und dort fing er an, auch diesen Rest seines Glaubens nach und nach wegzuworfen, denn in den Fabrikwerkstätten hatte er manche Mitgesellen, die viele Zeitungen lasen und sonstige „gelehrte Bücher“, z. B. den „ewigen Juden“ und dgl. Unser Geselle fing an sich zu schämen von wegen seines Glaubens, und schlug sich oft an die Stirne wegen seiner „Dummheit.“ Nach kurzer Zeit war er fertig mit seiner Religion; las schlechte Romane, schimpfte auf Kirche und Geistliche,

und wanderte endlich weiter und zwar nach — Paris. Auf dem Marsche fiel ihm ein, daß er noch ein altes Gebetbuch von seinem Pfarrer im Felleisen habe, und es wollte ihm durchaus nicht in sein aufgeklärtes Gehirn, was er jetzt mit einem solchen Buche anfangen sollte. Es waren die vier Bücher von der Nachfolge Christi (Thomas von Kempen.) An der einfachen, kindlich-schönen Sprache konnte der abgestumpfte und verdorbene Gefelle keinen Geschmack mehr finden, — er warf es in den Straßengraben und rühmte sich später dieser Heldenthat. In Paris suchte und fand er bald gleichgesinnte Genossen, und so war er bald ein entschiedener Feind des Christenthums, der besonders in den Herzen der unter ihm stehenden Lehrlinge größtentheils Glauben und Gottesfurcht vertilgte. Ach, welche furchtbare Verantwortung wartet eines unglücklichen Verführers, da der Heiland ein dreimaliges Wehe über den ausspricht, der eines von den Kleinen ärgert!

Im Jahre 1849 kam unser Gefelle in seine Vaterstadt zurück, natürlich ohne Gott, ohne Glauben. Eine fromme Wittve gab ihm zu seiner Etablierung Wohnung und Geld, und half dem jungen Anfänger, dessen brave Eltern sie gekannt hatte, zu seiner Einrichtung soweit und soviel sie konnte. Allein die freundliche Helferin kam gar bald selbst in Noth und war gezwungen, den jungen Anfänger, der sich bereits erholt und einiges verdient hatte, anzugehen, daß er wenigstens die empfangenen Gelder zurückerstatte. Wie erschrocken aber die verarmte Wittve, als sie für ihre Hilfe nur grobe Redensarten hören mußte, so daß sie endlich ihre Zuflucht zum Gerichte zu nehmen genöthigt war. Unglaublicherweise leugnete dort der Verklagte jede Schuld, und die betrogene Wittve konnte nur noch, da sie keine Papiere über die dargeliehenen Gelder sich hatte ausstellen lassen, die Vereidigung des Lügners beantragen. Die Vereidigung sollte vor sich gehen; das Bild des Gekreuzigten wurde aufgestellt und zwei Kerzen angezündet; die arme Wittve aber flehte unter vielen Thränen zu Gott, daß er ihr zu dem verlorenen Gute verhelfen wolle. Da fiel der freche Angeklagte

ihr in die Rede: „An den da am Kreuze glaube ich nicht und schwöre auch nicht auf ihn!“ Alles war erschrocken, denn so frech und in solch einem Augenblicke hatte bisher noch keiner seinen Heiland verleugnet. — Die arme Wittve aber trat hervor und entrüstet rief sie aus; „Wie, Sie sind kein Christ? Da behalten Sie meine Habe als Judaslohn, ich bin und bleibe trotzdem eine katholische Christin; Sie aber sehen zu, wie der liebe Heiland sie noch heimsuchen wird!“

Siehst Du, lieber Leser, hier standen vor dem Kreuze eine wahre, gute Christin und ein Christenheide, der noch allenfalls sein Taufzeugniß aufweisen konnte. Die arme Wittve starb in drückender Armuth, sie hatte bewiesen, daß ihr Herz nicht an den Gütern der Erde hing, und freudig umklammerte sie das Bild unseres Erlösers, der ebenfalls freiwillig blutarm geworden war. Und was ward aus jenem ungläubigen Handwerker? — Er erklärte sich später als Anhänger der sogenannten Lichtfreunde und verschaffte sich durch sein gottloses Leben eine Art von Ruf in der ganzen Gegend, wo er hauste. Allein als die Besinnung in die Köpfe vieler wieder zurückkehrte, ward auch jener immer einsamer und verlassen von seinen Freunden. Seine beiden Kinder erlagen furchtbaren Krankheiten, sein Weib starb bald nachher vor Kummer und Gram, und wer noch bis in die jüngste Zeit nach D. C. N. in Schlesien kam und schaute nach dem alten Kreuze vor dem Dorfe, konnte einen keuchenden Bettler gewahren, erst in den dreißiger Jahren stehend, der den Vorübergehenden seinen Hut zu einer Gabe entgegenstreckte. Es war dies jener Christusleugner, der infolge eines Sturzes vollständig gelähmt worden ist, und seit der Zeit alltäglich in der Morgenstunde von einem freundlichen Nachbarn unter das Kreuz am Walde gebracht wurde, um dort sein Leben von den Gaben zu fristen, die ihm die vorübergehenden Christen aus Liebe zum Gekreuzigten, den er einst so frech verleugnete, verabreichten. Dort am Fuße des Kreuzes mag der Verblendete wohl seine Fehler oft und genugsam betweint haben; und wunderbarerweise mußte er gerade am Fuße des Kreuzes aller Welt sein Elend bekennen, bis ihn der Gekreuzigte vor sein barmherziges Gericht gefordert.



# Vom Musikalientisch.

Von P. Ludwig Bouvin, S. J.

1. H. Tappert. Sieben Marienlieder mit deutschem und englischem Texte, für drei weibliche Stimmen, mit Orgelbegleitung. (3. Singenberger; Preis 50 Cts.)

Es ist stets mit der Sicherheit, etwas Gediegenes, Kirchliches und stimmlich Untadelhaftes begrüßen zu können, daß man ein neues Kompositionsheft des hochwürdigsten Herrn H. Tappert öffnet. Die sieben Marienlieder enttäuschen diese Zuversicht keineswegs. Wir haben es hier nicht mit schwächlichen, weiblichen Weisen zu thun, mit denen manche Komponisten die Allerheiligste Jungfrau, namentlich in der Umgangssprache, zu besingen für gut finden. Es ist hier Alles kerngesund. Die Stimmen bewegen sich in würdigen und doch lieblichen Melodien, in mäßigen den Satz belebenden Nachahmungen. Das Ganze wird von einer wirkungsvollen Begleitung in recht regelmäßiger Weise unterstützt. Der Preis der 24 klar gedruckten Seiten ist ein sehr billiger zu nennen.

2. August Wiltberger. Op. 76. Lob ohne Ende. Lieder zur Verehrung des allerheiligsten Sakramentes für 3stim. Frauen- oder Kinderchor mit Orgelbegleitung. (Düsseldorf, Verlag von L. Schwan. Part. 1 M. 80. Stimmen je 30 Pfg.)

Nach dieses Werk ist für 3 Oberstimmen geschrieben, ist aber einfacher gehalten, was schon durch den Zusatz „oder Kinderchor“ auf dem Titelblatt angedeutet wird. Homophonie herrscht fast durchwegs. Die 10 Sakramentslieder sind von Vor- und Nachspielen begleitet; Alles ist, wie bei dem bekannten Komponisten zu erwarten, korrekt, stimmgerecht und kirchlich. Das Werk sei Frauenklöstern und Instituten empfohlen.

3. L. Perosi. Die Auferweckung des Lazarus. Oratorium. Kla-

vierauszug. 6 Franken. (Mailand, Ricordi.)

Ich hatte schon öfters Gelegenheit in anerkannter Weise Werke des jungen italienischen Priesters und Komponisten, L. Perosi, zu besprechen. Das vorliegende beansprucht ein besonderes Interesse nicht nur weil es das umfangreichste der bisher erschienenen ist, sondern namentlich wegen des großen Erfolges, welches dasselbe in der Heimath des Komponisten gehabt hat, eines Erfolges, dessen Wellenschlag über die Alpen bis nach Dresden und Berlin schließlich reichte, wo nächstens das Oratorium aufgeführt werden soll. Das Werk behandelt einen der rührendsten und anziehendsten Abschnitte im Leben des Heilandes. Es ist diese Stoffwahl ein sehr glücklicher Griff seitens des Komponisten. Das Textbuch ist lateinisch, dem Evangelium und dem kirchlichen Dffizium entnommen. Die Rollen vertheilen sich auf den Erzähler, Christus, Martha, Maria und einen Diener, denen sich gemischter Chor und Orchester zugesellen. Die musikalische Einkleidung ist eine edle, würdige, naive-fromme. Es kommt in derselben das Wagner'sche Prinzip des Leitmotivs in mäßiger Weise in Anwendung, so wie überhaupt modernes Colorit und moderne Empfindung, jedoch nicht ausschließlich. Das Ganze bietet unleugbare Schönheiten in einer leichtverständlichen, klaren Tonsprache dar. Das Oratorium mußte auf die Zuhörer wirken und hat bekanntlich dieselben zur Begeisterung hingerissen. Kirchliche und weltliche Zeitungen wetteifern, dessen Lob und Erfolg überallhin zu verkünden. Ist es nun ein so bedeutendes, epochemachendes Werk? Die Antwort ergibt sich aus dem Folgenden. Den oben hervorgehobenen guten Eigenschaften stellen sich Schattenseiten entgegen. Es ist dem Werk der Vorwurf der Stylvermengung nicht zu ersparen; so z. B. folgt nach der Wagnerisch = interriben, modern

gefärbten Orchesterfärbung der Nührung Christi (et lacrimatus etc.) unmittelbar ein archaischer, in schroff auf einander platzenden Akkordfolgen sich ergehender Chor im Style des 16. Jahrhunderts; alterthümliche Fugen und Sequenzen stellen sich neben warmblütige moderne Passagen u. s. w. — Eine starke, in die Augen springende Beeinflussung seitens Wagners, namentlich dessen Parsifal's gibt sich in Themen, melodischen Wendungen, Harmonien, Rhythmen, Begleitungsformen und Klangfarben unzweideutig kund. Man sehe sich das Vorspiel und die Scene im Grals-tempel (1. Akt) des „Parsifal“ genau an und vergleiche dann Perosi's „Auferweckung des Lazarus“, namentlich dessen 2. Theil: offene oder versteckte Reminiszenzen drängen sich da gar oft auf. In beiden Abtheilungen ertönt auch recht vernehmbar das „Waldbweben“ (Siegfried) aus dem Orchester. Allerdings kam und soll kein moderner Komponist den Errungenschaften Wagner's sich verschließen, aber dieser Einfluß muß zum zweiten Eigenthum des Tondichters werden und soll dessen Phantasie und Selbständigkeit nicht in Ketten schlagen. Die schönsten Stellen in der „Auferweckung des Lazarus“ sind also nicht eigentlich originell. Diese Wagnerischen Entlehnungen erklären zum Theil den tiefen Eindruck, den das Oratorium bei den Landsleuten des jungen Komponisten hervorgebracht hat: für Italien ist Wagner verhältnißmäßig neu und wenig bekannt; in Deutschland, wo seine Musik alle Schichten der Kunst seit langem durchdrungen hat, dürften diese Reminiszenzen der Begeisterung einen Dämpfer aufsetzen.

Der architektonische Aufbau läßt auch zu wünschen übrig: Chöre und Orchester schließen sich nirgends zu einer sich breit entwickelten Steigerung, zu einem weiter ausgeführten imposanten Ganzen zusammen. Die Chöre sind kurze, wenn auch stimmlich gut geführte und gut wirkende, hymnenartige Stücke, wie sie übrigens manche unserer Cäcilianer auch zu Stande bringen. Der Schlußchor besteht aus dem in Takt gebrachten, unisono zu singenden, nicht verarbeiteten feierlichen Vesper = Benedicamus Domino mit einer

contrapunktirenden Orchesterbegleitung. Ein neun Takte umfassendes, sehr schönes Nachspiel schließt sich an; es ist uns von der ersten Abtheilung her bekannt und stellt sich als eine canonische Verwerthung eines der Hauptmotive des Oratoriums dar. Dieser, liturgische Erinnerungen wachrufende, zweimal auftretende Unisono-Chor erweist sich, trotz seiner Kürze und seiner durch ein langes Orchesterzwischenpiel herbeigeführten Vereinsamung, als sehr wirkungsvoll: die bekannte Choralweise ist eben kräftig und imposant.

Die Sologefänge enthalten, (man sollte es bei einem Italiener anders erwarten,) nicht besonders reich sprudelnde Melodie und der Fluß der letzteren wird durch Zwischenspiele, welche textlich Zusammengehörendes trennen, vielfach in unwillkommener Weise aufgehalten.

Manche naive Wortwiederholungen, sowohl im Einzelgesang als im Chor, sind nicht glücklich zu nennen; für den Latenkundigen wirkt, unter Anderem, das mehrmalige Betonen des (auf der rührenden Melodie des „et lacrimatus est Jesus“ gesungenen) „Domine, jam foetet, jam foetet“ etwas peinlich.

Trotz alledem ist das Oratorium ein interessantes, der Aufführung würdiges Werk und die zu Anfang belobten Eigenschaften bleiben bestehen. Die Schattenseiten wurden hier nur erwähnt, damit man sich durch des Werkes rauschenden Erfolg bei den leicht in Begeisterung gerathenden Italienern nicht zur Ueberschätzung treiben lasse. Perosi hat entschieden ein großes Talent; er muß sich nur vor zu schnellem Schaffen, vor Flüchtigkeit hüten. Die Befolgung des alten nonum prematur in annum wird seinen Werken den Stempel voller Reife aufdrücken.

4. Or. Ravanello. Op. 38. Missa Eucharistica, für zwei gem. Stimmen. (Meggensburg, Fr. Rustet.)

Die Messe besteht aus fortwährenden Nachahmungen, die, rein technisch betrachtet, eine ausgezeichnete Arbeit sind, aber nach und nach ermüden und den Eindruck des Kalten und des mechanisch sich Abwickelnden hervorbringen. Im Uebrigen ist Alles in kirchlichem Geiste gehalten. Ravanello ist erster Organist an der nämlichen Basilika, in welcher Perosi thätig ist.

## Socialisten und kein Ende.

**A**n allen Ecken und Enden ist heutzutage von Socialisten und Socialismus die Rede; es kann also höchst überflüssig erscheinen, wenn die „Rundschau“ auch davon handeln will.

Aber eben weil überall davon gesprochen wird und die Sache das Volk sehr nahe angeht, soll gerade unser Blatt darüber Bericht und Aufschluß geben. Wir wollen diesmal nur eine einzige Frage beantworten, aber allerdings eine der am meisten praktischen Fragen, nämlich:

darf ein Katholik Socialist werden?

Um auf diese Frage eine bestimmte und verlässige Antwort zu erhalten, fragen wir die Socialisten selber, ihre Zwecke, Lehren und ihre Vertreter in Wort und Schrift.

Die erste und wichtigste und bestimmteste Lehre der Socialisten ist diejenige von der Aufhebung des Privatbesitzes und von der Einführung des Kollektiv-eigenthums.

Die Herren Socialisten urtheilen so: werden die Arbeit und die Güter und Genüsse der Erde gleichmäßig unter alle Menschen vertheilt, so können alle Menschen in lauter Glück und Seligkeit leben. Die Quelle aller Noth auf Erden ist die ungleiche Vertheilung der Arbeit und der Güter. Um dem Uebelstande abzuhelfen, dürfen vorab alle Arbeitsmittel, aller Grund und Boden, alle Fabriken und Maschinen, alle Werkzeuge und Verkehrsmittel nicht mehr im Privatbesitz sein, sondern sie müssen Eigenthum des Staates oder der ganzen Gesellschaft werden. Die Gesellschaft oder der Staat berechnet sodann, wie viel er von den für das Leben nothwendigen oder nützlichen Dingen für alle Angehörigen braucht, z. B. wie viel Brot und Kaffee, wie viel Rind- und Schweinefleisch, wie viel Schuhe und Schuhnägel er nöthig hat. Darnach berechnet und vertheilt er die Arbeit, welche der einzelne täglich leisten muß, um dafür vom Staate oder der Gesellschaft zu erhalten, was er für sich

bedarf, haben muß oder haben will. Alle Angehörigen der Gesellschaft müssen also arbeiten und alle nach gleichem Maßstabe, der Gelehrte wie der Tagelöhner, der Adelige wie der Vagabund. Für die geleistete Arbeit erhält jeder einen Schein aus den öffentlichen Vorrathskammern, was er nur immer bedarf. In dieser „socialisirten Gesellschaft“ giebt es daher „Central-Nahrungs- und Bekleidungs-Anstalten“, also Landes- und Volksküchen, ferner „Central-Reinigungs-Anstalten“, Centralheizung, Centralbeleuchtung, kalte und warme Wasserleitungen, genügend Bäder, . . . Wäsche und Kleidung wieder in Centralwerkstätten fabriziert“ u. s. w. Alle Menschen sind sich im Socialistenstaate gleich, ohne Unterschied von Mann und Frau, von Vornehmen und Geringen, von Reichen und Armen — es giebt aber gar keine Arme mehr. Die Familie hört fast ganz auf; finden Mann und Frau, daß sie nicht mehr zu einander passen, so lösen sie ihr gegenseitiges Verhältniß auf und gehen auseinander. Für die Erziehung der Kinder sorgt der Staat oder die Gesellschaft. Verbrecher giebt es unter der neuen Ordnung der Dinge keine mehr, denn die Leidenschaften hören auf; wie sollte es Diebe und Mörder geben, da kein Grund mehr vorhanden ist, etwas zu stehlen einen andern zu hassen oder ihn zu beneiden!

Diese Darstellung der socialistischen Zukunft ist genau den Lehren der Socialisten entnommen. Zum Beweise lassen wir einige wörtliche Stellen aus den Schriften von August Bebel folgen, welcher einer der angesehensten Lehrer, Wortführer und Vertreter der Socialisten ist. So schreibt er: „Wenn alle Uebel ohne Ausnahme zu ihrer Quelle die sociale (gesellschaftliche) Ordnung der Dinge haben, die heute auf der kapitalistischen Privatwirthschaft, auf dem Privateigenthum an allen Arbeitsmitteln, Grund und Boden, Maschinen, Werkzeugen, Verkehrsmitteln, dem Privatbesitz der Nahrungsquellen und Nahrungsmittel beruht, so ist durch eine große Expropriation (Ver-

staatlichung) dieses gesammte Privateigenthum in gesellschaftliches Eigenthum zu verwandeln.“ An einer andern Stelle schreibt Bebel: „Es muß also ein Gesellschaftszustand zu begründen gesucht werden, in dem die gesammten Arbeitsmittel Eigenthum der Gesellschaft sind, der die volle Gleichberechtigung aller ohne Unterschied des Geschlechts anerkennt.“ Die tägliche Arbeitszeit für den einzelnen wird sehr verlockend berechnet: „Man beachte, daß die ganze Produktion auf höchster technischer (gewerblicher) Stufenleiter organisiert ist und alle thätig sind, so daß eine dreistündige Arbeitszeit eher zu lang als zu kurz erscheint.“ Von dem ehelichen Verhältniß zwischen Mann und Frau und insbesondere von der Stellung der Frau schreibt Bebel: „Die Frau ist in der neuen Gesellschaft vollkommen unabhängig, sie steht dem Manne gegenüber als Freie, Gleiche. Sie freit oder läßt sich freien und schließt den Bund aus keiner andern Rücksicht, als auf ihre Neigung. Dieser Bund ist ein Privatvertrag ohne Dazwischenkunft irgend eines Funktionärs (Priesters oder Zivilstandsbeamten) Stellt sich Unerträglichkeit, Enttäuschung, Abneigung heraus, so gebietet die Moral (Sittlichkeit), das unnatürlich und darum unsittlich gewordene Verhältniß zu lösen.“ Ein anderer Socialist, Stern, schreibt: „Jedem, der sich ausweist, sein Arbeitsquantum verrichtet zu haben, steht das unbefchränkste Recht auf den Konsum (Genuß) in jedweder beliebigen Quantität (Ausdehnung) zu. Er bezieht seine Kleidungsstücke aus den öffentlichen Magazinen, speist im Hotel, was ihm beliebt, oder, wenn er es vorzieht, zu Hause in einer höchst komfortablen (bequem eingerichteten) Privatwohnung, die mit den öffentlichen Hotels in Verbindung steht, und woher er auf die bequemste Weise die Speisen bezieht, die er wünscht, oder er läßt sie sich zu Hause zubereiten oder bereitet sie selbst.“

Jedermann, der unbefangen und vorurtheilsfrei von solchen Lehren und Zukunftsplänen hört, der sagt: „Aber das sind Hirngespinnste, Unmöglichkeiten! So lange die Welt steht, wird es nie und nimmer möglich sein, einen

solchen Zustand allgemeinen Glückes und allgemeiner Sittlichkeit herbeizuführen. Oder dann sollen die Herren Socialisten selber sagen, wie dieses Paradies der Zukunft wieder auf die arme Erde verpflanzt werden soll.“ Das wäre freilich die Hauptsache, daß man uns dieses sagte, allein gerade in dieser Beziehung sind die Herren Socialisten ganz merkwürdig schweigsam. Sie reden nur immer vom Ziele, zu dem man gelangen müsse, niemals aber vom Wege, welcher dazu führt, sie sprechen vom Zwecke, nicht aber von den Mitteln dazu. Offenbar sind sie in dieser wichtigsten Frage, von welcher alles abhängt, auch rathlos, dann aber hat man recht, ihre Ziele, Zwecke und Pläne Hirngespinnste und Unmöglichkeiten zu nennen.

Jedermann, der unbefangen und vorurtheilsfrei von den Lehren und Zukunftsplänen der Socialisten hört, sagt sich zweitens: „Aber eine Ehe, wie Bebel sie auffaßt, ist keine Ehe, kein menschenwürdiger Bund mehr; auch das Familienleben wird unmöglich gemacht und die ganze gesellschaftliche Ordnung umgestürzt und auf den Kopf gestellt. Da braucht man nicht lange zu fragen, ob ein Katholik Socialist werden dürfe, denn diese socialistischen Lehren stehen mit den Lehren Christi und dem Glauben der Kirche im offenbarsten Widerspruch!“ Das ist auch augenscheinlich wahr. Die Mühe lohnt sich aber doch, des Näheren zu untersuchen und zu fragen, was die Socialisten von der Religion halten.

Winterer in seinem vortrefflichen Buche „der internationale Socialismus“ sagt: „Der Socialismus leugnet Gott und das zukünftige Leben. Seine Führer waren und sind fast alle Gottesleugner. Wirft man aber den Socialdemokraten vor, daß sie die Religion bekämpfen, dann sind sie sogleich bereit, diese Gegnerschaft abzuleugnen; wo ein offenes Geständniß ihrer Sache schaden würde, dann hat angeblich die Religion mit ihren Zielen nichts zu schaffen, dann ist die Religion lediglich Privatsache, mit der es jeder halten mag, wie es ihm beliebt!“ Die Lehrer der Socialisten sind aber zuweilen sehr offenherzig. So lehrt

Bebel: „Der Mensch ist, physiologisch, (das ist, seiner Natur nach) betrachtet, nichts als das höchst entwickelte Thierwesen.“ In einer anderen Stelle: „Für die neue Gesellschaft existiren keine Rücksichten.“

Der menschliche Fortschritt und die echte, unverfälschte Wissenschaft ist ihr Panier, und sie wird demgemäß handeln. Hat jemand noch religiöse Bedürfnisse, so mag er sie mit seinesgleichen befriedigen, — die Gesellschaft kümmert sich nicht darum.“ Am 31. Dezember 1881 sagte Bebel im deutschen Reichstage: „Daß die Socialdemokratie ihrem Wesen nach demokratisch, richtiger republikanisch, socialistisch, a t h e i s t i s c h (das ist, gottlos und gottesleugnerisch) ist, warum den Beweis dafür so weit herholen? Wir erstreben auf politischem Gebiete die Republik, auf ökonomischem Gebiete den Socialismus und auf dem, was man heute das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus (die Leugnung Gottes.)“ Religionslosigkeit, Gottlosigkeit, Unglaube werden im „Socialdemokrat“, dem Hauptzeitungsblatt der Socialisten fortwährend bald offen, bald verdeckt gelehrt. Zu Anfang des Jahres 1881 hieß es darin: „Der Teufel ist die einzige anständige Person in der ganzen christlichen Kirche. Größere Halunken als das Lumpengesindel, was sich Erzbäter u. s. w. nennt, hat die Sonne nie beschienen.“ Solche Aussprüche genügen und es ist gewiß unnöthig und unnüß, weiter zu beweisen, daß der Socialismus als solcher ohne Religion, ohne Gott, ohne Kirche, ohne Christenthum, ohne Katholizismus ist und sein will. Dann muß auch nicht des weiteren bewiesen werden, daß ein Katholik nie und nimmer sich zum Socialismus bekennen kann, nie und nimmer Socialist werden darf. Völlends überflüssig ist es, katholische Gewährsmänner von anerkannter und unbezweifelnder Sachkenntniß und Urtheilskraft um ihre Ansicht zu befragen. Es giebt keinen, der nicht zum Schlusse kommt, daß der Socialismus oder die Socialdemokratie revolutionär und irreligiös ist. Selbst diejenigen, welche am wärmsten die Interessen der Arbeiter vertheidigen und für die Besserung ihrer Lage eintreten, müssen daher den Arbeit-

ter vor den socialistischen Umsturzplänen warnen. Und da keine Religion so entschieden gegen den Socialismus Stellung genommen hat, wie die katholische Kirche, so hat sie auch in besonderer und in ganz einziger Weise den Haß der Socialisten sich zugezogen.

Die Gefahr, welche die Socialisten bringen, liegt also vorab auf dem Gebiete der Religion, dann aber auf dem Gebiete der gesellschaftlichen Ordnung. Aber wie kann die Socialdemokratie für die gesellschaftliche Ordnung eine Gefahr sein, wenn ihre Zwecke Hirngespinnste und Unmöglichkeiten sind? Die Gefahr besteht darin, daß die Lehrer der Socialdemokratie den Arbeiter und den armen Mann irre und unzufrieden machen, indem sie ihm einerseits von dem ungerechten und widerrechtlichen Güterbesitz der Reichen und Wohlhabenden predigt, andererseits ihm das Paradiesglück der socialistischen Zukunft nach der Einführung der Gütergemeinschaft und der gleichmäßigen Arbeitstheilung schildert. Auf diese Weise verhetzt der Socialismus die arbeitenden Klassen und erfüllt sie mit Reid und Haß gegen die Arbeitgeber und die Wohlhabenden. Darin liegt eine große Gefahr für die Zukunft, und nur mit Bangen und Furcht blicken die Männer in die nächsten Jahrzehnte, welche beobachten, wie viel Zündstoff Tag um Tag angehäuft wird.

Zum Schlusse schulde ich noch eine doppelte Aufklärung. Es wäre eine Ungerechtigkeit, anzunehmen, daß alle Arbeitervereine, welche für ihre Interessen eintreten, sofort socialistische Verbände seien. Keineswegs. Daß die Arbeiter sich vereinigen und mit vereinter Kraft ihre in der Neuzeit aus vielfachen Gründen so mißlich gewordene Lage zu bessern trachten, ist ihr Recht und ihre Pflicht. Zum andern müssen selbst die Socialisten unterschieden werden von den Anarchisten. Diese wollen die bestehende gesellschaftliche und jede gesellschaftliche Ordnung gewaltsam umstürzen. Ihre Hauptlehre lautet kurz und bündig: „Um das angestrebte Ziel, die Ausrottung der Fürsten und Staatsbeamten, der Adligen und der Pfaffen zu erreichen, ist jedes Mittel erlaubt.“ Das ist ein schrecklicher Lehr- und

Glaubenssag; darum sind für den Anarchisten Pulver und Dynamit, Petroleum und ähnliche Zündstoffe die liebsten Aktions- oder Hilfsmittel, um mit Kirchen und Palästen, mit Rath- und Zeughäusern, mit Gefängnissen und Börsen, kurz, mit der ganzen heutigen Ordnung

rasch und gründlich aufzuräumen. Die Socialisten sind keine Anarchisten, aber die letzteren gingen und gehen aus den ersteren hervor, sie gehen einen Schritt weiter und ziehen aus den Lehren der Socialdemokraten die letzten Folgerungen und Schlüsse.

## Eine Bekehrung in den Fastnachtstagen.

Im Kloster der Dratorianer zu Avignon in Frankreich — so berichten zuverlässige Schriftsteller — lebte vor einigen Jahren der Superior Allard, ein heiligmäßiger Mann. Derselbe hatte einen guten Freund, mit Namen Suze, den er öfter zu besuchen pflegte. Diesem schrieb er nun einmal zur Fastnachtszeit einen Brief und meldete ihm, daß er ihn in den Fastnachtstagen besuchen wolle. Nachdem er den Brief geschlossen und die Adresse geschrieben hatte, übergab er ihn dem Klosterpförtner mit dem Auftrage, denselben an seine richtige Adresse zu befördern. Der Pförtner aber las statt „Suze“ „Suze“ und schickte den Brief durch einen Boten dem unrechten Herrn zu, der wirklich Suze hieß und das ausschweifendste Leben führte. Dieser reiche Suze war eben auf seinem Landschlosse mit vielen Leuten aus der Stadt versammelt, welche bei ihm die Fastnachtstage feiern wollten. Der Bote übergab ihm nun den Brief. Er öffnet ihn und merkt nicht, daß er einem Andern gehöre. Wie er den Inhalt liest, staunt er; er findet es unbegreiflich, wie Pater Allard die Fastnachtstage bei ihm zubringen wolle. Die Freunde lachten über seine Verlegenheit, er aber wurde ganz traurig und ernst. Da die Freunde sahen, daß sie ihn aus seiner ernstern Stimmung nicht herausbringen konnten, verließen sie ihn, hoffend, daß ihm am anderen Tage seine Grillen, wie sie meinten, schon vergehen würden. Suze begab sich zu Bett, konnte aber die ganze Nacht nicht schlafen. Das Gewissen wird bei ihm immer lauter: endlich erkennt er die Hand des Herrn; er steht auf, wirft sich auf die Kniee nieder und beweint bitterlich seine so vielen Sünden; als der Morgen graute, war Suze ganz umgeändert. Hierauf entließ

er seine Freunde und schrieb an Pater Allard, in der Meinung, daß dieser, um seine Seele zu retten, wirklich an ihn geschrieben habe, dankt ihm für sein Schreiben, bittet ihn, nicht zu ihm zu kommen, da er des Besuches unwürdig sei, verspricht aber, am Ende der hl. Fastenzeit selbst zu ihm zu kommen, um eine gründliche Lebensbeichte bei ihm abzulegen.

Die ganze hl. Fastenzeit that nun Suze die strengste Buße, beweinte Tag und Nacht seine Sünden und war fest entschlossen, am Ende der Fastenzeit eine Generalbeichte abzulegen. Ein frommer Ordensmann hörte nun von der Veränderung, welche mit Suze vorgegangen war, und besuchte ihn. Suze eilte ihm entgegen und erzählte ihm seine wunderbare Bekehrung. Gott gab nun dem Ordensmanne ein, ihm anzurathen, daß er seine Beichte nicht länger verschiebe. Suze that Einsprache, weil er dem Pater Allard beichten wollte, da aber der Ordensmann auf seine Mahnung bestand, entschloß er sich, sogleich zu beichten. Er bereitete sich den ganzen Tag und die ganze Nacht darauf vor und beichtete hierauf in tiefster Zerknirschung, nachdem er dreißig Jahre nicht mehr gebeichtet hatte. Dann empfing er mit ruhender Andacht die hl. Communion und verharrte noch lange in der Anbetung des hl. Altarsakramentes. Der Ordensmann entfernte sich sodann, hatte aber kaum das Schloßthor erreicht, als man ihn eiligst wieder zurück rief, weil Suze am Sterben sei. Und wirklich hatte ihn ein Schlagfluß getroffen; er verlor die Sprache, war jedoch bei voller Besinnung; der Frieden und die Ruhe, die sich in seinen Zügen malten, sprachen mehr als Worte. Der Ordensmann ertheilte ihm noch die letzten Tröstungen der hl. Religion, und der fromme Büsser starb den Tod der Gerechten und hinterließ so ein bewunderungswürdiges Beispiel der göttlichen Barmherzigkeit.

## Die Hölle.

Von P. Andreas Hammerle, C. S. S. R.

**A**nfangs des siebten Jahrhunderts kamen Glaubensboten nach Northumberland und suchten unter König Edwin die Botschaft des Heiles dem Volke zu verkünden.

Der König berief den Landtag und legte ihm die Frage wegen der neuen Religion zur Beratung und Entscheidung vor. Da erhob sich nun einer der Thane, ein ehrwürdiger Greis und sprach: Oft, o König, wenn du mit deinen Thanan im Winter beim Mahle sahest, während das Feuer in der Mitte brannte und das Gemach warm wurde, während draußen Dunkel herrschte und Schnee- und Regenturm tobten, hast du einen Vogel gesehen, der schnell zur Thüre herein und zur andern hinaus geflogen. So lange er im Gemach ist, trifft ihn der Winter nicht, aber kaum ist dieser gute Augenblick verflogen, so ist er wieder im Winter und deinen Augen entschwunden. Aus dem Sturme und der Nacht ist er gekommen, in den Sturm und die Nacht ist er zurückgekehrt. Gerade so ist es mit dem Menschenleben. Eine kurze Zeit ist es sichtbar. Was ihm vorangegangen und was ihm nachfolgt, wissen wir nicht. Lehrt die neue Religion etwas Gewisseres hierüber, so ist es unsere Pflicht, sie anzunehmen.

Aus dem Munde dieses einfachen Heiden sprach die gesunde Vernunft, die leider heutzutage bei so manchen, die im Christenthume geboren sind, abhanden gekommen zu sein scheint. Jene Religion, meinte dieser alte Krieger, soll man annehmen, die uns Gewisses über unsern Ursprung und unser Ziel — über die großen Fragen: woher? wohin? lehrt. Unsere heilige Religion giebt uns darüber sicheren und verlässlichen Bericht. Doch gerade deshalb, weil sie eine ewige, gerechte Vergeltung nach dem Tode verkündet, wird sie bestritten und verworfen. Eine ewige Seligkeit

ließe man noch gelten — aber eine ewige Qual für die Verworfenen, für jene, die als Sünder, in der Abkehr von Gott, von seiner Liebe getrennt, von ihnen scheiden, ist der beständige Stein des Anstoßes. Und weil die katholische Religion diese Lehre als einen unfehlbaren Glaubenssatz festhält, wird sie selbst als die wahre und göttliche Heilsanstalt geleugnet. Man greift dieses Dogma an als im Widerspruch stehend mit der Idee, die wir von Gott haben, und behauptet, eine ewige Strafe widerspreche den Vollkommenheiten Gottes, besonders seiner Gerechtigkeit und Güte oder Barmherzigkeit.

Es ist allerdings die Lehre von der ewigen Verwerfung der unbußfertigen Sünder geeignet, den Menschen mit Furcht und Zittern zu erfüllen, aber deshalb haben wir nicht das Recht, sie zu verwerfen. Mag sie uns noch so unbequem sein, wir müssen sie annehmen und glauben, wenn sie Gott geoffenbaret hat. Und Gott hat sie so klar und deutlich geoffenbart, daß kaum ein Glaubenssatz des Christenthums so bestimmt und genau ausgesprochen ist. „Diese“, die Verworfenen, „werden in die ewige Pein gehen, die Gerechten aber in's ewige Leben.“ Mit diesen Worten schließt der Heiland den Bericht über das kommende Weltgericht und bringt damit die Weltgeschichte zum Abschlusse. Ja, selbst wenn dieser Glaubenssatz nicht so deutlich verkündet worden wäre, er bildete doch eine Grundlage des Christenthums, so daß mit dieser Lehre das Christenthum steht und fällt. Giebt's keine ewige Strafe, dann giebt's auch keine Erlösung, wir hätten sie dann nicht nöthig. Doch eben deshalb, weil das Christenthum die Ewigkeit der Höllestrafen so unumwunden lehrt und verkündet, wird es angefeindet und bekämpft. Man bestreitet diesen Glaubenssatz vom Standpunkte der Vernunft

aus, er sei ein bloßes Schreckmittel, um große und kleine Kinder in Furcht zu setzen. Er widerspreche schnurstracks der Idee, die wir von Gott haben und daher sei auch das ganze Christenthum, das sich auf diese Lehre stützt, abgethan. Doch mit diesen Behauptungen ist weder das Christenthum, noch dieser Glaubenssatz aus der Welt geschafft. Er bleibt aufrecht und unerschütterlich stehen, und es giebt keinen Widerspruch zwischen unserem Glauben und der Vernunft, im Gegentheile ist die Vernunft im Stande, klar und deutlich zu beweisen, daß die Ewigkeit der Höllestrafen 1. der Gerechtigkeit Gottes, 2. der Weisheit Gottes, 3. der Güte Gottes entspricht.

Die Ewigkeit der Höllestrafen entspricht der göttlichen Gerechtigkeit. Wer ist gerecht? Derjenige, welcher, wie wir schon einmal bemerkt haben, den entschiedenen Willen hat, jedem das Seine zu geben, was ihm gebührt. Der Mensch ist schon gerecht, wenn er diesen Willen besitzt, im Falle als er nicht das Gebührende zu leisten vermag. Denn dem Menschen fehlt oft die Einsicht und noch öfter die Macht, jedem das Seine zu geben. Bei Gott kann dieser Fall nicht eintreten; er muß daher thatsächlich jedem geben, was ihm gebührt. In seiner Erbarmung kann er Gnade für Recht ergehen lassen, aber nie darf er mehr strafen, als der Schuldige verdient.

Nun straft er den unbußfertigen Sünder auf ewig. Ist das nicht ungerecht? Widerspricht eine solche Strafe nicht der Idee, die wir von einem unendlich gerechten Gott haben? Warum sollte sie ungerecht sein? Der einzige Einwand wird hergenommen aus dem scheinbaren Widerspruche, in dem die Dauer der Sünde zur Dauer der Strafe steht. Der flüchtige Kauf der Sünde soll mit ewiger Strafe belegt werden. Warum scheint es uns, daß eine solche Züchtigung sich mit der Gerechtigkeit Gottes nicht wohl vereinbaren lasse? Weil wir weder einen klaren Begriff von Gott noch von der Sünde, noch von der Hölle haben. Was ist Gott? Wir haben als Kinder gelernt: Gott ist das unendlich vollkommenste Wesen,“ und wir wissen auch heute keine bessere Begriffsbestim-

mung zu geben. Du bist damit einverstanden, daß derjenige, der seinen Nebenmenschen beschimpft, Strafe verdient, eine noch größere Strafe, der seinen eigenen Vater, der ihm nur Wohlthaten gespendet, schmähet und beschimpft. Er verlegt da weit größere Rechtstitel. Noch mehr Strafe verdient der, der seinen Vater, wenn dieser zugleich der freigebigste Monarch ist, beschimpft und beleidigt. Er beleidigt ja im Monarchen zugleich jeden Unterthanen. Was sind die edelsten Menschen, was die besten Väter, die größten und erhabensten Monarchen im Vergleiche zu Gott. „Ein Tröpflein im Eimer“ nennt der Prophet alle Völker mit Gott verglichen. Eine um so größere Strafe verdient also der, der Gott entehrt und beleidigt, je erhabener Gott über alle Geschöpfe — alle Engel und Menschen ist. Da die Beleidigung einem unendlichen Gotte angethan wird, scheint es ganz gerecht, daß die Strafe auch so groß und schwer sei, als sie der Mensch erleiden kann. Da es für ihn aber keine größere Strafe als eine ewige geben kann, so entspricht eine solche seiner Schuld. Aber eine kurz dauernde Sünde und eine ewige Strafe! Allerdings ist das schrecklich, aber nicht unverdient. Oder mißseht du die Strafe nach der Dauer der verbrecherischen Handlung? Wärest du zufrieden, wenn ein Brandleger, ein Mörder eben so lange bestraft würde, als er Zeit zur Vollführung seines Verbrechens benötigte? Soll der Meuchler, der in einer Minute sein Opfer aus dem Wege geräumt, soll der Brandstifter, der einen Moment brauchte, um den Feuerbrand in dein Haus zu werfen, auch nur eine Minute, einen Moment bestraft werden? O nein, sagst du. Je größer das Verbrechen ist, um so schärfer und länger dauernd soll die Strafe sein. Beherzige nun, was Gott ist und du wirst dich gegen die ewige Strafe des unbußfertigen Sünders nicht aufzulehnen vermögen.

Was ist die Sünde? Allerdings oft eine rasch vorübergehende Handlung. Doch so flüchtig sie als Akt ist, so hat sie doch eine bleibende, dauernde Folge. Du beleidigst deinen Mitbruder, es ist schnell geschehen, aber die Beleidigung bleibt und dauert fort, so lange



sie nicht gut gemacht ist. — Der Diebstahl — er dauert fort, so lange der Schaden nicht ersetzt ist. Durch die Sünde machst du dich Gott zum Feinde und du bleibst es so lange, bis du dich mit ihm ausgesöhnt hast. Durch die Sünde entziehst du Gott ein ihm gehöriges Eigenthum und du bleibst Dieb, so lange du es ihm nicht zurückstellst und ersetzt. Wenn sich der Sünder nun nicht im Leben ausfähnt und sich Gott anheimstellt, so ist er eben Sünder und bleibt es, so lange er lebt und da er nach dem Tode sich weder ausführen kann noch will — weil dort keine Zeit der Prüfung und Buße mehr zugesichert ist — so bleibt er ewig Sünder und leidet daher mit Recht auch ewig Strafe. Uebrigens sehen wir auch da trotz seiner Gerechtigkeit die Güte. Auf der Welt wird der Verbrecher für die verbrecherische Handlung bestraft, wenn er sie auch hundertmal bereut hat. Gott nimmt ihn hundertmal auf, wenn er nach jedem Fehltritt ihn bereut und demüthig abbittet.

Was ist die Hölle? Die ewige Trennung von Gott. Wer hat sich getrennt, Gott vom Sünder oder der Sünder von Gott? Hat nicht der Sünder sich von Gott entfernt? Thut Gott ihm unrecht, wenn er ihm das läßt, was er sich frei erwählt?

Du wirfst einen Diamant in das Meer; er ist für dich unwiederbringlich verloren. Du reiße dir ein Auge aus, oder haue dir einen Fuß ab, es gibt keinen Ersatz. Du stürzest dich in den Tod, es giebt keine Wiederkehr. Du findest darin keine Ungerechtigkeit. Um so weniger darfst du Gott anklagen, wenn er dir in der Ewigkeit giebt, was du dir im Leben erwählt hast. Du hast das Leben der Gnade, Gottes Freundschaft, verloren und er stellt dir es so oft zurück, als du es aufrichtig verlangst, während dir das verlorene Auge, der verlorene Fuß nicht mehr zu theil wird. Kannst du nun Gott anklagen, wenn er dir nach der Prüfungszeit des Lebens das giebt, was du dir während derselben erwählt und dessen Wahl du noch im Tode besiegelt hast — das ewige Verderben — die unwiderrufliche Trennung von Gott?

Daß die Ewigkeit der Höllestrafe der Idee von der göttlichen Gerechtigkeit entspricht, läßt

sich noch in anderer Weise klar darthun. Allenthalben findest du diese Wahrheit mehr oder minder deutlich zum Ausdruck gebracht. Die verschiedensten Religionen stellen ihren Anhängern diese Lehren oft unter den verwunderlichsten Bildern vor. Aus all den abergläubischen Zuthaten löst sich aber als Kern die Wahrheit heraus: Die Gottlosen leiden nach dem Tode endlose Qualen.

Einer der berühmtesten Philosophen des römischen Kaiserreichs und der erbitterteste Gegner des Christenthums, Celsus mit Namen, schrieb: „Die Christen haben recht, wenn sie meinen, daß diejenigen, welche ein heiliges Leben führen, nach ihrem Tode belohnt werden und daß über die Bösen ewige Strafen ergehen.“ Diese Meinung, fügte er bei, „haben sie übrigens mit aller Welt gemein.“

Es fragt sich nun: Woher ist dieser Glaube? Es ist nur ein Zweifaches möglich: entweder wurzelt er in der Offenbarung oder er ist das Resultat der menschlichen Vernunft. Ist diese Lehre ein Erbtheil, das die Völker einer Offenbarung verdanken und das sie nach ihrem Abfalle von Gott bei ihrer Verbreitung über die Erde hin mitgenommen haben, dann kann sie nicht im Widerspruche stehen mit der göttlichen Gerechtigkeit. Denn dann hat sie Gott geoffenbart und sie muß deshalb folgerichtig wahr und gerecht sein. Oder aber ist diese Lehre eine Folgerung des vernünftigen Denkens; dann muß sie gleichfalls wahr sein und mit der Idee, die wir von der Gerechtigkeit Gottes besitzen, im Einklange stehen, während alle Einwendungen dagegen nur die Erzeugnisse eines unruhigen Gewissens sind, das gerne verwerfen möchte, was es allen Grund hat zu fürchten.

Wenn man aber zur aberwitzigen Ausflucht sich versteigt und vorgiebt, die Ewigkeit der Höllestrafen sei eine Erfindung der Fürsten und Priester, um das Volk leichter zügeln zu können, so entsteht die Frage: Wie sind denn Fürsten und Priester auf diesen Gedanken gekommen, wie konnten sie ihn dem Volke beibringen und glaubhaft machen, ohne daß dieser Betrug nicht sofort erkannt und abgeschüt-

tekt worden ist? Und warum wurde in diesem Falle nicht für Fürsten und Priester eine Ausnahme statuiert, während diese Lehre den Fürsten und Priestern eine weit schwerere Verantwortlichkeit und eine weit furchtbarere Strafe androht? Wenn die Ungläubigen behaupten, daß diese Lehre erfunden worden als nothwendiges Mittel, um das Volk zu zügeln und die Ordnung aufrecht erhalten zu können, so geben sie ja zu, daß sie vernunftgemäß, wahr und gerecht ist. Denn was nothwendig ist, kann nicht unwahr und ungerecht sein. Oder wie ist es denkbar, daß eine Lehre, die uns alle zittern macht, gegen die alle Leidenschaften des menschlichen Herzens sich empören, Gemeingut des Menschengeschlechtes werden und durch alle Angriffe des Unglaubens, der Frivolität und des Interesses nicht entwurzelt werden

könnte, wenn sie nicht tief ins menschliche Bewußtsein von Gott selbst, dem Urheber der Offenbarung wie der Vernunft hineingeseht worden wäre? Sie muß daher wahr, und wenn wahr, gerecht sein.

Es steht daher die Ewigkeit der Höllestrafen nicht im Widerspruche, sondern in vollkommener Harmonie mit der göttlichen Gerechtigkeit und die Einwände dagegen haben keine andere Grundlage, als die begründete Furcht, einmal dieser ewigen Gerechtigkeit anheimzufallen. Diese Furcht hebt aber die Wahrheit nicht auf, sondern begründet sie vielmehr und soll uns eher antreiben, sie gläubig anzunehmen und uns vor der Hölle sicher zu stellen, als sie zu leugnen und uns der Gefahr, ihr anheimzufallen, auszusetzen.

(Schluß folgt.)

---

Der Rosenkranz ist eine Krone der Glorie, die gemacht ist von den Perlen der Verdienste, vom Gold der Liebe. Der Rosenkranz ist die geistliche Leiter, auf welcher die wahren Liebhaber Mariä bis zum Angesicht des lebendigen Gottes aufsteigen, um dort gekrönt zu werden. Im Himmel ist Gott der Hüter unseres Schatzes, und kein Dieb kann ihn stehlen, kein Teufel ihn nehmen. Keine Motte wird die Kleider derer fressen, die an des Himmels Hof sind. Kein Rost wird den Glanz ihrer Krone trüben.

---

Nur durch die Gnade kommen wir zu einem neuen Licht und Leben. Wir können die eingewurzelten Sünden nicht ausreißen, noch weniger Neues pflanzen. Was wir auch in unserer Kraft zu stande bringen, wie schön es auch ist, es ist nicht aus Gott geboren und nicht um seinetwillen gethan und darum nichts wert vor Gott. Die Gnade Gottes muß die Sünden ausreißen, ein neues Leben geben und uns schmücken mit allerhand Gaben.

---

Wie in der Bundeslade jene zwei Gesetztafeln aufbewahrt wurden, auf welche Gottes Finger die zehn hl. Gebote geschrieben, so enthält der Rosenkranz alle himmlischen Geheim-

nisse Christi in sich. In dem Rosenkranz betrachten wir die Menschwerdung, das Leben, das Leiden, die Auferstehung und die Himmelfahrt Christi.

---

Der Rosenkranz ist der Schlüssel zu allen Schätzen Gottes. Schließt er ja doch in sich das Vaterunser, das der wahre Gott und Mensch Jesus Christus gemacht und uns zu beten anbefohlen hat; den Englischen Gruß, den die Allerheiligste Dreifaltigkeit Mariä überbringen ließ. Der Rosenkranz ist das Gebet im Namen Jesu.

---

Gießt man Del aus, so bildet es einen Spiegel, in welchem die Bilder der umliegenden Gegenstände sichtbar sind. An Maria leuchten die Tugenden all hervor, aber unter allen am schönsten ihre Milde und Güte, die unser Herz zwingt, sie zu lieben. Dieser Spiegel ist klar, rein, hell, wie das reinste, ausgegossene Del.

---

Mutter aller Hilf' in Nöthen,  
Weizen trocknet auf der Au',  
Höre unser brünstig Beten,  
Send' uns Deinen heil'gen Thau.

## Der Wille der Mutter.

Frau Rosalie war die Wittve eines Beamten. Ihr Gatte war im zweiten Jahre seiner Anstellung als Staatsbeamter gestorben und hinterließ ihr bei seiner vorherigen Mittellosigkeit nur den Anspruch auf eine geringe Pension. Sie selbst hatte kurz nach dem Tode ihres Ehemanns ihr kleines Vermögen durch die Unredlichkeit eines Verwandten eingebüßt und alsdann sich und ihr einziges Kind Anna mit feinen Handarbeiten kümmerlich ernährt, bis sie nach mehreren Jahren eine schwere Krankheit erwerbsunfähig machte. Nur ein Freund unterstützte sie und ihr Töchterchen in dieser bittersten Noth geistiger- und leiblicher-weise durch milden Trost, durch Beiträge zum Lebensunterhalte, nämlich der Pfarrer ihres Wohnortes, eines freundlichen Städtchens.

Bei einem solchen Besuche äußerte sich der Seelsorger: Kommende Ostern geht Anna das erstemal zum Tische des Herrn. Wenden Sie sich doch, liebe Frau Rosalie, mit der Bitte um eine Unterstützung an den reichen Rentner Werner, dessen verbliebene Mutter Ihren entschlafenen Gatten als armen Waisenknaben in ihr Haus aufnahm und auf ihre Kosten studiren ließ.“

„Herr Werner“, entgegnete Frau Rosalie mit leise zitternder Stimme, hat meinen Mann nie recht leiden können, und vor zwei Jahren meine Bitte um eine bescheidene Unterstützung schroff abgewiesen. Werners Mutter selbst ward bald nach meiner Verheirathung todt im Bette gefunden. Ein Schlagfluß hatte dem segensreichen Wirken unserer mütterlichen Freundin ein jähes Ende bereitet.“

In diesem Augenblicke pochte es an der Thüre, und Rentner Werner trat in's Zimmer. Nachdem er den Pfarrer und die übrigen Anwesenden in sichtlich Erregung flüchtig begrüßt hatte, begann er: „Beim Aufräumen einer seit dem Tode meiner seligen Mutter nicht mehr benützten Kommode, welche ich verkaufen will, fand ich heute unter anderen Papieren ein versiegeltes Couvert mit der von der Hand

meiner Mutter geschriebenen Aufschrift: „Mein letzter Wille“. — Dieser letzte Wille ist zwar nicht in gehöriger Rechtsform abgefaßt, aber dennoch halte ich den Willen der theuren Verbliebenen heilig. Ihr Gatte, welcher bei dem Tode meiner Mutter noch lebte, ist in dieser letzten Willenserklärung mit dreitausend Mark bedacht. Dies Kapital mit den seit dem Hinscheiden meiner guten Mutter fälligen Zinsen werde ich Ihnen morgen einhändigen. Trost bin ich, daß ich den letzten Willen meiner unvergesslichen Mutter noch gefunden habe, denselben vollziehen und Sie, geehrteste Frau Rosalie, der bittersten Noth entreißen kann, aber leider muß ich mich Ihnen gegenüber einer großen Saumseligkeit in gründlicher Durchsuchung des mütterlichen Nachlasses anklagen.“

Die tiefe Ergriffenheit, den warmgefühlten Dank von Mutter und Kind zu schildern, ist meine Feder zu schwach.

Der Pfarrer und Werner verabschiedeten sich und gingen eine Strecke Weges zusammen. — „Edler und gewissenhafter,“ begann der Seelsorger bewegt „handelten Sie, Herr Werner, an der Wittve und deren Kind als an sich selbst, indem Sie beiden gegenüber den Willen der verbliebenen Mutter vollziehen werden, an Ihrer eigenen Persönlichkeit jedoch den Willen Ihrer Mutter, der Kirche, welche Ihnen den Empfang der heiligen Sakramente der Buße und des Altars befiehlt, über zwanzig Jahre nicht mehr erfüllt haben. Ohne Auffindung des mütterlichen Willens hätten die Wittve und ihr Kind ihr Leben in Kummer und Glend fortfristen müssen und ohne reumüthigen und würdigen Empfang der heiligen Sakramente dürfte Ihre Seele auf ewig verloren gehen. Ihre eigene Selbstanlage vor der Wittve, Ihr Sündenbekenntniß vor dem Priester sind nur geringe Demüthigungen im Vergleich mit dem Offenbarwerden aller Ihrer ungebeichteten und ungebüßten Sünden beim allgemeinen Weltgerichte.“

Werner schwieg, aber als er sich von seinem Seelsorger trennte, drückte er innig dessen Hand und benetzte sie mit heißen Thränen. Mit glühender Andacht empfing er am folgen-

den Tage die heiligen Sakramente und süßte von nun an durch Glaubenseifer und frommen Lebenswandel die früher gegebenen Kergernisse.

## Die Religionspötker.

Zwei leidenschaftliche Reiter, der Gerichts-  
Assessor T. und der Amtmann L. hatten sich bei einem Wettrennen emgefunden und ihre Reitkunst vor den staunenden Zuschauern entfaltet. Am Abende sprachen die beiden Freunde dem Weine arg zu; ihre Köpfe wurden erhitzt, und ihre Zunge offenbarte die Gedanken und Gesinnungen, welche in ruhigeren Stunden im Herzen verschlossen bleiben. Wie es bei irreligiösen Personen gar häufig vorkommt, richtete sich die Unterhaltung bald gegen religiöse Dinge und Personen. Der protestantische Assessor, ein vollendeter Gottesleugner, ließ seinem Ingrim gegen die göttlichen Wahrheiten und kirchlichen Anordnungen freien Lauf und verhöhnte alles Heilige. Der Amtmann, ein Katholik, aber nichts weniger als ein entschiedener Anhänger seiner Kirche, wagte dem Gerichtsherrn nicht zu widersprechen, sollte ihm vielmehr durch Lachen und zustimmende Witreden seinen Beifall. Unter anderen Blasphemien that jener Gottesleugner unter Zähneknirschen den herausfordernden Ausruf: „Nun wollt' ich, daß mir in dieser Nacht der Nazarener begegnete! Dann wollte ich ihn einmal fragen, warum er so viele Pfaffen in die Welt geschickt hat!“

Spät in der Nacht, als beide durch übermäßigen Weingenuß ihren Uebermuth auf's Höchste gesteigert hatten, wetteten sie, wer von ihnen am schnellsten nach der zwei Meilen entfernten Stadt L. reite, solle von dem Zurückbleibenden eine gewisse Anzahl Flaschen Wein als Ehrenpreis erhalten.

Beide bestiegen ihre Kasse und ritten anfangs langsam durch die Stadt. Als sie aber vor dem Thore angekommen waren, setzten sie ihre Sporen in die Weichen der muthigen Thiere, daß sie zusammenzuckten und dann, wie vom Winde getragen, im rasenden Galopp auf der Landstraße dahinslogen. Kaum hatten sie

einige hundert Schritte zurückgelegt, da nahm der Tod seine Opfer in Empfang; beide Reiter lagen entseelt am Boden.

Durch ein Versehen war der Schlagbaum nur halb aufgezogen oder niedergelassen, was man in der Dunkelheit nicht wahrnehmen konnte. Die Pferde rannten unverseht unter dem Schlagbaum fort, aber der Religionspötker war mit dem Kopfe gegen den Baum gerannt, und zwar mit solcher Wucht, daß sein Hirn auf der Landstraße umherspritzte. Dem Amtmann war die Brust zerschmettert. Beide sind in jener grauenvollen Nacht dem Nazarener begegnet und haben von ihm das Urtheil gehört. Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!


In derselben Unglücksstunde hörte die fromme Mutter des verunglückten Amtmannes, die so vieles durch ihn gelitten, aber noch mehr für ihn gebetet hatte, ein dreimaliges Pochen in ihrem Schlafzimmer, welches früher von ihrem Sohne benutzt worden war. Sie richtete sich, völlig wach, in ihrem Bette auf und fragte: „Wer ist da?“ Niemand antwortete. Zum zweiten Mal hört sie das Klopfen. Als sie auf ihre wiederholte Anfrage keine Antwort erhält, steht sie auf, zündet ein Licht an, um nachzusehen, ob ein Mensch oder ein Thier das Geräusch verursacht habe, kann aber kein lebendiges Wesen entdecken. Kaum hat sie sich wieder niedergelegt, so hört sie zum dritten Mal das Pochen ganz in der Nähe, sieht aber nichts, obgleich das Licht hell brennt. Der frommen Frau fällt es centnerschwer auf's Herz, sie ahnt ein Unglück und betet inbrünstig zu Gott für ihren Sohn.

Am folgenden Nachmittage erhielt sie die Nachricht, daß ihr Sohn verunglückt sei und zwar in derselben Stunde, in der sie das Klopfen gehört hatte. Die Stätte des Unglücks war sieben Stunden weit von dem Wohnorte der Mutter entfernt.

# Der Grabstein Christi.

Von Dr. Matthias Eberhardt.

„Auf Jerusalems Straßen wird Alleluja  
gesungen.“ Tob. 13, 22.

as frohe Alleluja, der Jubelruf, mit welchem die liebe Christenheit die Wege des Auserstandenen, des Siegers über Tod und Hölle, bedeckt, der höchste Ausdruck der Freude im heiligen Geiste, — welcher eine Wanderung über die Erde hat dieses Wort gemacht, welcher einen wunderbaren Klang und Schall hat es! Es stammt aus einer fremden, fernen Sprache und ist doch selbst nirgendwo fremd, sondern es ist einheimisch geworden in den Kirchen, auf den Wegen, in den Häusern, in den Hütten aller christlichen Völker auf dem Erdenrunde, ja es ist bis zum Himmel gestiegen; vom Himmel her hat Johannes in seiner geheimen Offenbarung das Alleluja gehört. Nicht allein, daß es unsere Herzen im innersten Grunde freudig erregt, wenn wir es in unserer Nähe aus heller Kehle vernehmen; es entzückt schon zum voraus in alttestamentlicher Vorzeit einen vielgeprüften heiligen Seher Gottes, der es nur wie aus verklingender Ferne vernahm. Dieser Seher der Vorzeit ist der greise Tobias. Lange hat dieser in der assyrischen Gefangenschaft, auf fremder Erde trauernd, blind und elend geduldet und ausgeharrt, da schenkte ihm Gott nicht allein das süße Licht des leiblichen Auges wieder, sondern er öffnete ihm viel wunderbarer das Auge der Seele, daß er in grauer Zeitenferne hell und klar ein neues Jerusalem, eine geistige Stadt des lebendigen Gottes schaute, die heilige Kirche, und deutlich erkannte, wie sie ihre große Feste beging. Während er die Pracht und das Prangen dieser Feste staunend erwog, quoll und drang von sonnenlichtigen Wegen auch das Alleluja aus der Ferne deutlich an sein inneres Vernehmen. Und wie er die geschauten Zierden schilderte, so sagt er auch von dem vernommenen Gesange: „Auf ihren Straßen wird Alleluja gesungen.“

Das muß wohl ein Osterfest gewesen sein, welches hellprangend vor der entzückten Seele des alttestamentlichen Sehers vorüberfchwabte. In keinem andern Feste ertönte ja so macht- und schwingvoll, so aus wogender Seele das Alleluja, als am Osterfeste, welches das höchste Fest, Halt und Band, Gipfel und Krone aller christlichen Feste ist. Der Aufschrei der Freude und des Jubels ist der natürliche Klang, welchen die von der plötzlichen Wendung und dem fröhlich seligen Umschwunge der Dinge ergriffene, staunende Seele von sich gibt. Mit dem Ostertage aber wurde durch Gottes unendliche Macht plötzlich wie im Handumwenden alles umgestaltet. Die Grabesgruft Christi, in blühendem Garten gelegen, in diesem Garten der einzige traurige Ort, vom Schauer des Todes umweht, wird selbst zum schönsten, wunderbarsten Garten der Welt, in welchem ein ewiger Frühling aufgeht; dem Tode selbst entspringt unverwelkliches Leben; die frischen Wunden, in Christi Leib gegraben, werden zum schmerzlosen, ja sonnenlichtigen Siegeszeichen; zahllose Stiche am Haupte, welches die Dornenkrone umschnürt hat, werden zum Diadem der Glorie; der dunkelsten Trauer wird die höchste Freude entlockt; alles ändert seinen Charakter; man muß über die traurigsten Sachen auf dieser Stätte der wunderbarsten Verwandlungen froh werden. Die Geschichte der Auferstehung Christi ist ein Buch der wunderbarsten Verwandlungen.

Von diesen Dingen nun, welche auf der geheimniß- und wunderreichen Stätte der Auferstehung eine so große Wendung und Veränderung erfuhren, soll heute Eines besonders unser Augenmerk, der Gegenstand unserer Festbetrachtung sein. Der Gegenstand, welchen wir uns wählen, fiel schon sinnfällig ins Auge durch seine materielle Größe und Schwere; er fiel durch seine schauerliche Bestimmung den frommen Frauen, den Freundinnen Christi, schwer aufs Herz, daß sie noch am frühen

Ostermorgen seiner gedenkend seufzten. In der großen Wendung der Dinge wurde er im buchstäblichen Sinne sichtbar gewendet und deutete auf die größte, geistige Wendung; er sollte einen Eingang sperren, daß er nicht zum Ausgange würde. Ihr bemerkt: mein Gegenstand ist der Leichenstein, der Grabstein Christi. Erst wenn die Gruft geschlossen ist, ist der Todte vollends begraben; der Verschuß, das Vorrollen hat erst das Begräbniß Christi vollendet. Wenn Isaias vom Grabe Christi weis sagt, so ist dieser Stein besonders sein Augenmerk. Wenn wir im Glaubensbekenntnisse sprechen „gestorben und begraben“, steht dieser Stein vor unserer Seele. Diesen großen, plumpen, schauerhaften Stein rückt uns auch das heutige Evangelium sehr vor Augen; daß wir ihn nie vergessen, laßt selbst ein Engel vom Himmel lichtglänzend sich auf diesem Stein nieder und verkündigt von dem lichtumflossenen Leichenstein als von der ersten Kanzel zuerst den frommen Frauen und durch sie der ganzen Welt die Freudenbotschaft von dem auferstandenen Herrn. Wo ist es erhört, daß ein Bote, der die höchste Freude der Welt verkündigt, zur Verkündigung sich an einen Leichenstein lehnt, einen Grabstein zum Piedestale wählt? Aber das gehört mit zum Triumphe des Fürsten des neuen Lebens, daß sein Leichenstein zu seiner Kanzel wird, der Grabstein wird zum Grundstein des Glaubens.

So wollen wir uns denn in dieser Feierstunde betrachtend, mit verständnißinnigem Herzen im Geiste wehmuth- und freudenvoll am Fuße des wunderbaren Leichensteines niederlassen, von dessen Höhe die Schwingen des Engels erglänzen. Wir betrachten den Leichenstein, was er war vor der Auferstehung, was er geworden ist am Auferstehungstage, was der Fürst des Todes und was der Fürst des Lebens aus diesem Steine gemacht haben. Der Fürst des Lebens aber, welcher die Schlüssel des Todes und der Hölle trägt, bekenne sich zu unserer Betrachtung und erschließe uns die Geheimnisse, welche seinen Grabstein umwehen.

## I.

Hat wohl jemals, im Herrn geliebte Zuhörer, eine willen- und leblose Kreatur eine traurigere und schauerlichere Bestimmung erhalten, als dieser Stein, welcher dröhnend in den Eingang des Grabes Christi gewälzt wurde? Geschaffen durch das ewige Wort, ohne welches nichts gemacht ist, was gemacht ist, sollte dieser Felsblock das Werk, den Sieg des Todes über seinen menschengewordenen Erschaffer verkündigen, befestigen, besiegeln. Er sollte den, welcher das Leben, als Auge und das Licht der Menschheit ist, auf ewig scheiden und trennen von der Welt, die seiner sehr bedarf. Hinter ihm sollte die Verwiesung in der dunkeln Gruft ihre schauerliche Arbeit an dem zerfleischten, zertretenen Leibe, an diesem vieldurchstochenen Haupte, an diesen durchbohrten, auseinander gereckten, zerrissenen Gliedern thun und von dem wunderbarsten Leben, das je auf dieser Erde gewesen, sollen bald nur die letzten Reste des Zerfalles, eine Handvoll Staub übrig bleiben. Das besagt der Leichenstein. Dem Siege, der Herrschaft des Todes wurde mit diesem Grabsteine ein Monument gesetzt, wie die Erde kein zweites trägt. Wenn der Tod, der „König der Schrecken,“ alle gebleichten Todtengebeine der Erde sammelte und daraus sich ein Denkmal aufrichtete, welches bis zu den Sternen reichte, er würde kein schauerlicheres bauen. Denn alle Andern, welche seine Sense niedermahte, wie man sie auch wende und betrachte, waren doch nur arme Geschöpfe und nach keiner Seite mehr, Geschöpfe, denen als solchen eine unaustilgbare Armuth und Schwäche anflebt, die ihrer Natur nach viel näher bei der Vernichtung, als bei der Unvergänglichkeit sind. Ihr Leben war nur wie die Blume des Feldes; wenn es auch stark schien, wie eine Eiche, war es doch nur ein eingestecktes Reis das bald ausgehoben ist, ein armes Zelt, ein Rauch, der bald verweht, eine Spur im Wasser. Hier aber war das wahrhaftige Leben in die Schranken getreten, mit dem Tode zu ringen. „Mors et vita duello confluxere mirando.“ Daher auch der heil. Petrus am Pfingstfeste sprach: „Den Urheber des Lebens habt ihr getödtet.“ (Apostg. 3, 15.) Das

Leben war vom Tode verschlungen worden. In diesem neuen Felsengrabe im Garten bei Kalvaria ist der Urquell des Lebens der Menschheit abgegraben, unter diesem Steine verschüttet; daß in diesem Garten der Tod seine Sichel triumphierend tragen und schwingen kann, darüber kann er sein Victoria blasen, das ist ein unendlich großer Sieg über alle Siege.

Aus uralter Zeit ist uns in der römischen Geschichte die sagenhafte Erzählung aufbewahrt, daß einst in der Stadt Rom die Erde sich aufthat und in einem immer weiter klaffenden Abgrunde alles zu begraben drohte. Weissagende Stimmen verkündigten, daß der gahnende Abgrund sich dann schließen würde, wenn einer, zur Sühne sich weihend, hineinsprange. Ein edler Römer, Namens Kobrus, vollbrachte die hohe That der Sühne, und Rom war gerettet. Was hier sagenhaft ausgemalt und überliefert ist, das ist im Grunde eine große Wahrheit. Der Abgrund des Todes, welcher schon unter Adams Füßen sich öffnete, drohte, weil er immer weiter durch die ganze Menschenwelt ging, alle Menschen zu verschlingen. Göttliche Seher und Weissager aber hatten einen kommenden Retter verkündigt, der in duldbender Sühne den Tod überwinden und aus dem Abgrunde der Gräber die Verschlungenen in's Leben zurückführen würde. Er erschien, der Verheißene, in Christo Jesu und rief dem Tode und den armen Opfern des Todes zu: „Aus des Todes Hand will ich befreien und vom Tode erretten.“ „Ich werde dein Tod sein, o Tod. Ich werde deinen Abgrund schließen.“ Er warf sich dazu in das dunkle Todtenreich hinein. Nun aber hat der Abgrund ihn selbst festgehalten und sich in diesem Grabsteine über ihm geschlossen; nun legt Hoffnungslosigkeit sich auf die Herzen. „Wir meinten, er werde Israel erlösen.“ O häßlicher Felsblock, wie entsetzlich ist deine Bestimmung! An dir sollen alle höheren Hoffnungen der Menschheit scheitern. Wer wird uns dich vom Grabe nehmen?

Und daß der Stein diese Bestimmung er-

fülle, liegt eine geheimnißvolle Hand auf ihm, die noch viel schwerer ist, als der schwere Stein und viel fester hält, als die Knochenhand des Senfemannes, und die, unerbittlich, nicht loslassen will, was sie einmal ergriffen hat. Die Hand ragt aus den ewigen Finsternissen, aus dem Höllengrunde. Im Hintergrunde steht eine ganz andere Figur, als der grinsende Senfemann; die ist auf dem Gebiete des Todes der eigentliche König, die Person, welche im Reiche des Todes die Hauptrolle spielt. Was man vom „Knochenmann“ sagt, ist ja nur figürlich, bildlich zu verstehen. Aber es ist doch eine wahrhaftige Person der wirklichen geschaffenen Welt, ein unheimlicher Geist im Spiele. Ihr wißt, wen ich meine; Ihr wißt, daß Gott nicht von Anfang an den gottähnlichen Menschen unter die Sense des Todes gebeugt hat. Als er dem Leibe Adams die Seele eingehaucht hatte, und so das lebendige Wesen entstand, welches die Körperwelt mit der Geisterwelt in sich vereinigt, was wir Mensch nennen, da war es Gottes Wille, daß das edle Gebilde des Menschen niemals zerbrochen werde, daß Leib und Seele immer vermählt blieben, das gottgeschlungene Band zwischen Leib und Seele niemals zerrissen werde, Gott hat den Tod nicht erschaffen; „durch den Reid des Teufels ist der Tod in die Welt gekommen,“ sagt der heilige Geist; „der war ein Menschenmörder von Anfang an,“ spricht der Heiland und weist dabei auf den höllischen Feind.“ Der Teufel ist der eigentliche „Fürst des Todes,“ der „König der Schrecken,“ welcher in den Schatten des Todes die armen Heiden ohne sicheren Hoffnungsstrahl gebannt hat, der mit den Schrecknissen und den ungelösten Räthseln des Todes sie verfolgte und quälte, der mit dem Rufe: „Es ist bald alles aus, morgen werden wir sterben“ die Menschen immer tiefer in seine Netze jagte. So lehrt der heil. Paulus in dem Briefe an die Hebräer, daß der Teufel die Herrschaft des Todes hatte und mit der Furcht des Todes durch das ganze Leben die Menschen seiner Dienstbarkeit unterworfen hielt. Daß aber der Geist der Finsterniß ganz besonders

auf den Tod des Herrn gedrungen, daß er den Haß im Herzen der Feinde Jesu angefaßt, daß sein glühender Hauch in ihren Worten athmete, daß ihre Arme seine Werkzeuge waren, das sagt der Heiland selbst. „Das ist eure Stunde und die Macht der Finsterniß; „es kommt über mich der Fürst dieser Welt.“

Nun läßt der Fürst dieser Welt den Getödeten vom Haße seiner Werkzeuge noch in's Grab verfolgen. Zwar ist der Stein schon in den Eingang gewälzt, das Grab geschlossen. Aber noch greller muß es an diesem Steine dargestellt, schärfer ausgeprägt werden, daß der größte Gegner Satans von den Banden des Todes gefangen, daß diese Thüre des Grabes eine wahre Pforte des Todes ist, die einen Eingang, aber keinen Ausgang hat, die keinen mehr entläßt. David nennt die Pforten des Todes „eherne Pforten,“ die Niegel des Todes „eiserne Niegel,“ das soll hier in jeder Hinsicht gelten. Da kommen die Großsiegelbewahrer und Obriqkeiten zu diesem Steine, ziehen den Faden hin und her über den Thürstein; siegeln den Faden an seinen Enden mit Siegelrinde fest und pragen breit und feierlich das Siegel auf, welches der Obriqkeit gegeben ist, Recht und Eigenthum zu wahren, und welches hier ein Innsiegel des Fürsten der Finsterniß ist. Es ist sein größter Schatz, welchen er drinnen hüten will; es ist das Siegel seiner Furcht, ihn zu verlieren; die Arme, welche sich da regen, sind nur seine lebendige Siegelpresse. So fügten sie dieser Todespforte zu ihrer materiellen Schwere noch eine moralische Schwere zu, das moralische Ansehen der Obriqkeit, das unzerbrechliche Siegel, die Besiegelung des Werkes des Fürsten der Finsterniß. Und eine Truppe jener ehernen römischen Soldaten, jener Krieger, welche unter den Adlern dienten, die über die damals bekannte Erde ihren siegreichen Flug gehalten, wird als Wache an diesem Grabsteine aufgezupft und bildet einen ehernen Gürtel um das Grab. Wir kennen sie schon vom Charfreitage her, diese mitleidlosen Krieger, welche vor Jesu als einem fabelhaften König das Knie gebeugt und jetzt dafür so degradirt

sind, daß sie, ohne es zu wissen, dem Fürsten der Finsterniß dienen, für den Teufel auf der Wache ziehen.

Ihr seht den Tod, den Fürsten des Todes und die Thore des Todes; Ihr seht den Kerkermeister, seine Bande, seine Wache: alles gilt diesem Leichensteine. Vor einem der Thore der Stadt Wien steht ein uralter Grabstein, der keine weitere Inschrift hat, als die drei Silben: „Nuck mich nicht.“ Das wäre nach dem Sinne der Feinde Christi die treffendste Inschrift auf Christi Leichenstein. Darauf weisen alle ihre Veranstaltungen, daß dieser Stein unbeweglich bleibe, daß er nie gerückt, nie gewendet werde, daß der Eingang nie zum Ausgang werde. Hier entscheidet sich für die ganze Menschheit der Kampf zwischen Tod und Leben, die große Frage über Vernichtung oder Auferstehung, Sein oder Nichtsein in Ewigkeit. Geht aus diesem Grabe der Todte am dritten Tage lebendig hervor, wie er es vorhergesagt, — seine Feinde selbst müssen Zeugen dafür werden, daß er es vorhergesagt, — dann wird das Haupt die Glieder nachziehen in das Leben, Christus, „der Erstling der Auferstandenen,“ wird nachziehen, „seine Brüder,“ dann ist der Tod nicht Herr in den Särgen, Gräbern und Grabgewölben, dann wird er seine Todten herausgeben müssen. Wird aber diese heiligste, mit der Gottheit persönlich geeinigte Menschenseele Jesu Christi im Todtenreiche festgehalten, wird dieser vom heiligen Geiste erschaffene, makellose Leib in der Kerkerhaft des Grabes der Verwesung hingegeben, dann ist der höchste Sieg des Todes errungen, dann bleiben die Gräber geschlossen; und was soll man denken von der Unsterblichkeit der Seele, welche ja doch für den Leib von Gott geschaffen ist? Dann ist dieser Grabstein zugleich der Grabstein auf alle gescheiterten Hoffnungen eines höheren Lebens. So unterweist uns auch ausdrücklich St. Paulus, indem er spricht: „Wenn Christus nicht auferstanden ist, dann ist unser Glaube eitel.“ An dieser verschlossenen, schweigenden Grabespforte im Garten steht alles in Frage; die Spannung



ist auf's höchste gestiegen. Entweder wird dieser Garten ein Garten ewiger Frühlingshoffnungen, oder ein Irngarten ohne Ausgang und Aussicht. Diese steinerne Thüre öffnet oder schließt die Himmelspforte. Dieser Stein an Christi Grab ist entweder der Grabstein für höheres Glauben und Hoffen oder der Grundstein, auf welchem Glauben und Hoffen sich aufbaut.

Das weiß die Hölle auch und ihre Helfershelfer auf dieser Welt. Darum lassen sie diesen Stein siegeln und hüten. Er soll der Grenzstein des ganzen kurzen und flüchtigen Reiches Christi auf Erden sein. Den Stein wird Moos überziehen; Christi Bild und Erinnerung wird bald in den Herzen seiner Fremde erblicken; aus den Augen — aus dem Sinne. „Nur das Leben hat Recht.“ Die Gedanken der Feinde Christi hat zum voraus der Prophet Jeremias aufgezeichnet, indem er schreibt: „Wir wollen ihn vertilgen aus dem Lande der Lebendigen und seines Namens soll nimmermehr gedacht werden.“

Schon sind die angstvollen Jünger verschreckt und versprengt und wagen kaum, sich leise den Namen ihres todtten Meisters zuzuslüstern. „Sie können sich auch begraben lassen;“ ja sie begraben sich schon lebendigen Leibes durch Flucht und Schweigen. Einige fromme Frauen setzen sich noch nieder und wenden ihr thränenbenetztes Angezicht dem Grabe und dem entsetzlichen Steine zu, welcher die Deffnung abschließt. Sie halten die erste Betrachtung über Christi Grab und sind lange Zeit da, wie Cypressen und Trauerweiden an den Gräbern stehen. Dann reißen sie sich blutenden Herzens los und gehen von dannen. Da sie mit dem grauenenden Ostermorgen sich von ihrem thränenbenetzten Lager erheben, wissen sie nichts von der Versiegelung des Grabes, welche mittlerweile stattgefunden, und von der militärischen Wache. Wenn nur gutwillige Menschen sich bemühen wollten, den Stein ein wenig auf einige Augenblicke zu rücken, so würden sie dem heiligen Leichnam noch die letzte Ehre erweisen. Das sind ihre Gedanken, von Liebe und Schmerz eingegeben. Von jedem Gedanken an

Auferstehung sind sie so weit entfernt, wie überhaupt der Mensch im natürlichen Denken davon entfernt ist. Thränen sind das erste und letzte Erbtheil der Kirche. Das sind die Reste des Freundeskreises und Reiches Christi; die Zeit wird bald mit ihnen aufgeräumt haben.

Thue ich aber recht, so dunkle Schatten am Osterfeste anzuregen? Geliebte! Die Gegensätze, gleich neben einander gestellt, stellen sich um so deutlicher dar. Niemals in der Weltgeschichte waren die Schatten so grauenvoll dunkel und das Licht so erblüht, als in den Tagen, deren Gedächtniß die Kirche jetzt begehrt; aber niemals auch waren Schatten und Licht näher zusammen. Das Osterfest ist der Tag der höchsten Kontraste.

## II.

Wie seltsam, wie sonderbar ist der Lauf des schönen und mächtigen Rhonestroms im südlichen Frankreich. Wo der Fluß zwischen dem alten Frankreich und Savoyen als Grenzlinie hinwogt, treten gewaltige Felsen wie feindselig an sein Bett näher heran, immer näher, immer enger, bis sie endlich über dem Wasser sich berühren, den Strom überwölben und ihn wie in einer Felsengruft förmlich begraben. Der Strom heißt auch in der Sprache des Volkes der verlorenen Fluß. Er ist dem Auge gänzlich verloren, man hört eine Strecke lang nicht einmal mehr sein Geräusch, sein dumpfes Murmeln, man glaubt ihn in die Erde zurückgekehrt. Aber gerade da ist seine Gewalt am unwiderstehlichsten, seine Arbeit am wunderbarsten. Unsichtbar kehrt er sich durch die granitnen Felsen und bricht siegend ihren Widerstand. Da tritt er mächtig hinter seinem Felsengrabe wieder zu Tage, breitet sich aus und wälzt seine Wogen dahin.

Soll ich aus dem Bereiche der Schöpfung ein Bild von dem wunderbaren, geheimnißvollen Lebensströme und Lebenslaufe Jesu Christi, des Erlösers leihen, so wähle ich dieses Bild des Rhonestromes. Aus dem geheimnißvollen Schoße der Gottheit ist dieses Leben ausgegangen, klar und rein; befruchtend und segnend ist es über diese Erde gegangen. Aber immer näher, immer feindseliger wurde dieses

Leben eingeengt und erniedrigt. O, wenn Satan den aus der Gottheit kommenden Strom dieses Lebens dämmen und versiegen machen könnte! Es scheint zu gelingen. Endlich ist Jesus in der Fessengruft begraben, wie es schien, für immer begraben. Aber mit der Seele und dem Leibe blieb die Gottheit geeinigt, und gerade in dieser Zeit vollbrachte der Herr seine wunderbarste Arbeit. Seine Seele zog in die Vorhölle und verkündigte den harrenden Seelen die Erlösung, und zurückkehrend von diesem großen Werke verband sie sich wieder mit dem Leibe im Grabe, der dreißig Jahre lang ihr treuer Gefährte in allen Mühen und Leiden gewesen und der jetzt zu einem neuen, verklärten Leben aufertwachte. Tod und Hölle stamten. Das Sterbliche hat angezogen die Unsterblichkeit; der Tod ist verschlungen im Siege. „Tod, wo ist dein Stachel? Hölle, wo ist dein Sieg?“ Geboren ist der Heiland als Gott von Ewigkeit aus dem Schoße des Vaters, als Mensch in der Zeit aus dem jungfräulichen Schoße Mariä, neugeboren aus Tod und Verderben in der heilgekrönten Osternacht, in tiefer Stille, aus diesem Grabeschoße. Das Grab ist die Geburtsstätte eines verklärten Lebens. Und wunderbar ist des Herrn Ausgang aus dem Grabe. Er sprengt sein Grabgewölbe nicht; er beseitigt nicht erst den vorgeschlossenen Grabstein, um herauszugehen. Der verklärte Leib ist diesen Schranken nicht unterthänig; der Herr tritt heraus und läßt sein Grab verschlossen zurück, und der belebende Strom seines Lebens geht klar und segnend durch die Menschheit, bis in die weitesten Fernen, bis zu uns an diesem Osterfeste, in dieser österlichen, sakramentalen Zeit, bis in die Ewigkeit. „Wer kann ausreden die Länge seines Lebens?“

Und nun bemerket das satyrreiche Schauspiel. Der Stein liegt noch vor dem Eingange; die hohen Siegel hangen officiell herunter. Aber der Gefangene des Todes ist entronnen. Im Psalme heißt es: „Der Strick ist zerrissen, und wir sind befreit;“ hier sind alle Bande noch unverfehrt, und dennoch ist der Herr befreit. Die

eiserne Kohorte der Römer wacht noch vor dem Eingange, aber es gibt nichts mehr zu bewachen; sie stehen Schildwache vor einem leeren Hause. Die Adler dieser Soldaten haben ihren Flug über die Welt gemacht; aber der Gefangene dieses Fessengraves ist aus dem schauerlichen Verliesse des Todes in eine Region des Friedens und der Verklärung entschwebt, wo sie die matten Flügel senken, wo sie ihn nicht erreichen könnten. Und hätten alle eisernen Legionen der Römer ihre Adler vor diesem Steine zusammengetragen und ihr Feldlager vor ihm aufgeschlagen, sie hätten ihn nicht festgehalten.

Beliebte Festgenossen! Wie viele in unsren Tagen hassen Christum, seine Kirche, ihr Oberhaupt und ihre Hirten mehr, als sie ihre größten Feinde hassen! Wie viele haben keinen heißern Wunsch, als daß es mit dem Herrn aus sein möchte! Wie begrüßen sie mit pochendem Herzen jeden, der ihm den Todesstoß zu geben verspricht! Bei allen Wissenschaften fragen sie nach, ob sie nicht helfen könnten, Christum zu verdrängen, zu vergraben. Einwendungen, scheinbare Widersprüche aus Bibeltexten, Naturkunde, Geschichte werden als höchst willkommene Leichensteine herbeigewälzt. Wenn der Papst so heftig angefeindet wird, so gilt es bei den Wissenden, den Eingeweihten, in ihm Christi Sache zu begraben. Ganze Bücher sollen nur Grabsteine Christi sein. Raum aber sind die unwiderleglichen Blöcke herbeigewälzt, so zeigt sich, daß sie Christum nicht gefangen halten. Raum ist er hier verdrängt, so tritt er anderwärts wieder hervor. Die unüberwindlichen Einwendungen werden hinfällig. Und es geht heutzutage schnell mit dieser Hinfälligkeit; mancher steht nur mehr Schildwache am leeren Grabe.

Aus verschlossnem Grabe war der verklärte, geistig gewordene Leib des Herrn hervorgegangen. Von dem Steinkloße, von der irdischen Masse konnte ein verklärter Leib nicht gehemmt, noch gefangen gehalten werden. So hätten denn die Wächter vor dem Grabsteine, welcher ihnen das geschehene Wunder nicht verrieth, noch lange Schildwache stehen können, hätte es Gott hier — wie oft

seitdem in der Geschichte der Kirche — nicht gefallen, den ganzen Apparat, Stein, Siegel, Soldaten zu seiner Verherrlichung, zu einem großen Zeugnisse der geschehenen Auferstehung zu verwenden. Und hier bildet der Leichenstein den Mittelpunkt; den hatten die Feinde Christi durch Siegel und Soldaten für ihre Zwecke in Beschlag, in ihre Hände genommen. Nun geht er aber in bessere, reinere Hände über und wird aus einem Grabsteine ein Baustein des Lebens, ein Grundstein des Glaubens. Ein Engel steigt vom Himmel und entfernt den Grabstein aus dem Eingange. Drohnend weicht er von der Stelle, die Erde bebzt, die Wächter fliehen entsezt aus einander und fliehen durch die Thore in die Stadt. Was für eine Zeitung bringt sie, die zersprengte Kohorte? Sie kommen als die Eilboten der Auferstehung Christi, als die Zeugen der größten Gottesthat; sie tragen unser Evangelium auf glühenden Sohlen in die gesunkene Gottesstadt noch vor den Aposteln und den heiligen Engeln. Wie viele Mühe, wie viele Unkosten machte es, die Zeugen zu bestechen. Sie sollten jagen, sie hätten geschlafen; da seien mittlerweile die Jünger gekommen und hätten ihn gestohlen. Wie? Römische Soldaten sollen auf der Wache schlafen? Alle schlafen? Ungestrast schlafen? Vom Posten fliehen? Nicht wach werden bei dem Lärme?

Schlafende Zeugen! ruft der heil. Augustinus aus, wenn sie geschlafen haben, wie konnten sie sehen? Wenn sie nichts gesehen haben, wie können sie Zeugen sein? Die Christum verspottet haben, sind selbst der Spott der Kinder auf den Schulbänken geworden. Der heilige Evangelist Matthäus aber, welcher sein Evangelium gerade für die Juden in hebräischer Sprache geschrieben, wirft ihnen unverbohlen vor: Sie sind bestochen worden, die Wahrheit zu verschweigen. „Wenn aber die Menschen schweigen, werden die Steine reden,“ sprach einst der Heiland. Hier haben wir einen solchen Stein, welcher eine laute Sprache führt. Er verbarg sich nicht, sondern ließ sich neben das Grab an eine Stelle legen, wo er als bereiteter Zeuge einer höhern wunderbaren

Wendung den frommen Frauen sogleich in die Augen fiel. „Als sie aber zum Grabe kamen, sahen sie, daß der Stein weggewälzt war. Der Stein wird zum Grundstein der Hoffnung. Er gab jedem Kommenden freien Einblick und Eintritt in das wunderbare Grab. Die heiligen Frauen traten ein, Maria Magdalena trat ein, die Apostel traten ein; sie sahen das Grab leer und die Tücher daliegen. Hier war kein eifertiger Raub geschehen. Der erwachte Todte, welcher im verklärten Leben der armen Kleider dieser Pilgerschaft nicht mehr bedurfte, hatte sie der Erde zurückgelassen. Das läßt der Stein sie schauen. Und an jedem Osterfeste schaut die Christenheit vor süßer Freude bebend in dieses Grab, die wunderbare Stätte des Lebens. O, laße uns Gott, wenn uns das Auge bricht, in unserer Todesstunde in dieses Grab schauen!

Damit dieser Stein noch lauter, überzeugender schreie, vermählt sich mit seiner Sprache eine himmlische Stimme. Ein Engel betritt seine Fläche und verkündigt vom Steine herab: „Fürchtet euch nicht. Ihr suchet Jesum von Nazareth, den Gekreuzigten. Er ist auferstanden; er ist nicht hier. Sehet die Stätte, wo sie ihn hingelegt haben.“ Das freudenreiche Evangelium von dem Auferstandenen blüht zuerst als wunderfüße Himmelsblume auf diesem Steine auf. Wo ist ein Grund der Erde, welcher eine solche Wunderblume getragen. An dieses erste offene Zeugniß reißen sich nun die weiteren Zeugnisse der Engel und die mannigfaltigen Erscheinungen Christi, die Zeugnisse der Apostel, der Jünger, die Glaubensbekenntnisse der ganzen Kirche, ununterbrochen bis auf diesen Tag, bis auf Euer Alleluja. Von diesem Steine hat die erste Stimme im Frühlinggarten geklungen; die Zahl der zeugenden, preisenden, dankenden Stimmen ist immer größer geworden.

Werde der Stein, welcher am Grabe Christi eine so wunderbare Wendung erfahren, ein Denk- und Mahnzeichen innerer Wendung! Der Alleluja-Ruf ist ein Freudenruf, aber auch ein Weckruf der Kirche. Der große Kir-

chenlehrer St. Hieronymus erzählt von der heil. Paula, daß diese hochedle, heilige Frau, als sie noch inmitten blühender Kinder und von einer Menge Diensthofen umgeben, ihr großes Hauswesen verwaltete, mit dem Morgengrauen über die Gänge gewandelt und mit dem hellen Rufe Alleluja, Alleluja die Schlafenden geweckt und zu neuer Tagesarbeit ermuntert habe. So wandelt auch unsere heilige Mutter, die Kirche, durch die österliche Zeit und ruft alle schlafenden Christen, ihre Kinder, und die todtten Seelen aus den Gräbern auf. Die Seelen haben auch ihre Gräber. Der Platz, wo ein todtter Körper niedergelegt und bestattet wird, ist sein Grab: die Dinge, an welche die Seele sich sündhaft anschließt, werden das Grab der Seele. Der auferstandene Leib geht aus seinem Sarge hervor: die erstandene Seele muß sich vom Gegenstande der Sünde scheiden. Gott, wie viele Gräber der Seelen! Der sucht eitle Ehre, Lob der Menschen und wird unter Beifall und Schmeichelei verschüttet; jener hat seine Seele in seinen Weinbergen und Feldern begraben; der im Weinfasse, in Flasche und Krug; der im Geldsacke oder in der Geldkiste; der da mit seinem liederlichen Blicke, seinen häßlichen Worten in der Kloake

der Unzucht. Wie man manchmal Leiber in mehrere Särge einschließt, so sind auch manche Seelen eingefahrt. Die Gewohnheit der Sünde wird zum schweren Grabstein der Seele. Gott! wenn über diese todtten Seelen ein Todtenbuch in dieser Stadt, in der weiten Diewese geführt würde — wie viele würden dieser Bücher sein, wie zahlreich ihre Blätter! Wenn diese Bücher aus allen Pfarreien in dieser kathedrale auf einander gelegt würden, wöchl' einen Berg von Büchern würden wir sehen! Und manche, welche nicht gerade todt sind, sind doch betäubt, stumpf, schläfrig. Wenn diese Reihe noch hinzukäme!

Die Kirche aber geht in der österlichen Zeit, singt Alleluja, weckt die Todten, rüttelt an den Grabsteinen und ruft; „Steh auf, der du schläfst und Christus wird dich erleuchten.“ Glückselig, wer ihrem Rufe folgt. Felsenblöcke wurden in der Tisterzeit gewendet: sollen Menschenherzen sich nicht wenden? Die es thun, die schreibt der Auferstandene in das Buch der Lebendigen, und sie singen dereinst das ewige Alleluja mit, welches der Evangelist Johannes in der geheimen Offenbarung aus dem Himmel vernahm, das Alleluja im höhern Chöre. Amen.

## König und Maler.

Folgende Anekdote erzählt man aus dem Leben des verstorbenen Baiern-Königs Maximilian. König Max war einmal längere Zeit in Wien anwesend und verweilte viele Stunden täglich in der Bildergallerie am Belvedere. Einfach bürgerlich gekleidet, erkannte Niemand in dem äußerlich anspruchslosen Mann den König eines Reiches; der Eifer und Ernst, mit welchem er der Betrachtung der Kunstgegenstände oblag, ließ vermuthen, daß er, von Beruf Künstler, Vorbilder großer Meister studire. Ein junger Maler, den ein gleicher Zweck täglich in die Kunstgallerie führte und der den König täglich da erblickte, näherte sich demselben mit jener Vertraulichkeit, welche Gemeinsamkeit der Bestrebungen einflößt, und ließ sich mit dem-

selben in ein Gespräch über Kunst und Kunstgegenstände ein. Die Anschauungen des Königs imponirten dem jungen Manne, und entzückt rief derselbe aus, dem König von Baiern die Hand reichend: „Wir müssen Freunde werden!“ Der König reichte dem Kunstnovizen die Hand und erklärte, sich glücklich zu schätzen, Freund eines so strebsamen jungen Mannes zu sein; „aber,“ versetzte derselbe, „Sie müssen noch Vieles lernen!“ „Nah,“ sagte der Künstler, lasse das „Sie“ bei Seite, nenne mich einfach Du. Ich heiße Huber und Du, wie ist denn Dein Nam?“ — „Ich heiße Wittelsbach,“ versetzte der König. „Wittelsbach? Den Namen kenne ich nicht, und doch glaube ich eine Kunst-Celebrität vor

mir zu haben. In Deinem Alter, mein bester Wittelsbach, muß man es schon zu Etwas gebracht haben, oder man bringt es nie zu Etwas.“

„Das gebe ich zu,“ erwiderte der König, „aber die Verhältnisse“ —

„Ja, die Verhältnisse,“ unterbrach der Maler. „Du meinst das Geld; das leidige Geld hat auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, id. müßte ein Rafael werden.“

„An Geld fehlt es mir eigentlich nicht,“ versetzte der König, „aber andere Dinge üben einen mächtigen Einfluß auf mich, die mich von der Kunst, der ich mit Leib und Seele angehöre, abziehen, z. B. die Politik.“

„Fah, wer wird denn Politik treiben?“ erwiderte Huber.

„Weißt Du, Bruder, ich möchte bei Dir Stumpfen.“

„Mit Vergnügen. Wie viel soll ich Dir leihen?“

„Weinetwegen fünf Gulden.“

„Aber Freund, ich habe kein Geld bei mir.“

„Da geht es Dir gerade so wie mir.“

„Wenn Du bis Morgen warten willst, will ich Deinem Verlangen nachkommen, ich will Dir, wenn Du willst, mit mehr dienen.“

„Ich möchte heute noch das Geld gebrauchen, denn, mein lieber Wittelsbach, mir geht's schlecht, mein Magen verlangt sein Recht, und Farben kann ich nicht essen.“

„Wo wohnst Du?“ Der junge Mann nannte seine Adresse.

„Längstens Mittag sollst Du das Geld haben, erwarte mich in Deiner Wohnung.“

Mit dem Glockenschlage 12 Uhr erschien ein Bedienter in Livree bei Huber. „Herr Wittelsbach,“ so meldete er, „läßt sich entschuldigen, er kann selbst nicht kommen, doch läßt er Sie grüßen und überschießt Ihnen Dieses.“ Der Bediente legte ein Packet Banknoten, es waren 300 Gulden, auf den Tisch des erstaunten Künstlers und entfernte sich.

Am nächstfolgenden Tage suchte Huber seinen neuen Freund in der Bildergallerie auf. Der Freund erschien nicht. Ein Saaldiener, an den Huber sich um Auskunft wandte, löste das Räthsel. Als Huber den Namen seines Wohlthäters erfuhr, war er sehr überrascht und entschloß sich, an den König von Baiern seinen Dank abzustatten, doch hütete er sich, ihn zu nennen. Die Antwort auf dieses Schreiben folgte bald, es enthielt die Zusicherung einer Jahrespension von 300 Gulden.

Hörne, armer, trostloser, verwaister Menschensohn! deine Hauskreuze mit Geduld und Ergebung tragen, — wenn unschuldige Schulden dir den Schlaf rauben; wenn du in deinem harten Bette aufwachst; wenn du am Hungertuche nagst; wenn Reihen unverzogter Kinder dein Sterbebett umgeben; wenn eine treue Mutter in deinen Armen stirbt; wenn Ungerechte dein Eigenthum plündern; wenn du bei aller Ehrlichkeit, besten Absichten und edelstem Herzen verachtet, verfolgt wirst, fast niemals auf einen grünen Zweig kommst; wenn dein Alter, dann Schwachheiten und Krankheiten dir deine Stütze rauben; wenn du traurig zum Grabe blickst: so blicke hinauf zu dem, der Alles das in sich und seinen Dienern vor dir litt, der dich einlädt, und die Krone der Gerechtigkeit an jenem Orte bereit hält, wo über ein Kleines kein Trauern und Wehklagen mehr

sein wird; trage es, erhabener Dulder! erhebe dich weit über das Irdische und freue dich, würdig befunden worden zu sein, deinem Herrn und Gott gleichen zu dürfen, der Jedem dereinst vergelten wird.

U Sündler! Gelegenheitsfünder! Gewohnheitsfünder! der du im tiefsten Schlummer, in Schlafsucht und Betäubung darbst und nur zu deinem Verderben Morgens aufwachst, wisse, jetzt ist die Stunde, aufzustehen, ruft Paulus. Jetzt ist die angenehme Zeit, nun sind die Tage des Heils. Ueber einige Tage, Monate oder Jahre wirst du nicht mehr sagen: Meine Zeit ist noch nicht gekommen. Die Zeit des Todes, die Zeit des endlichen Urtheils, die Zeit der Verbannung vom Hochzeitmahle, weil du ohne hochzeitliches Kleid überrascht wirst. Kurz, löse deine Zeit ein, denn du wirst sterben.

## Wie alt bist Du?

Ein Fürst durchreiste sein Land, kam in ein Dorf und sah einen Greis vor der Thüre seines Hauses sitzen, der sich an der Wärme der Sonnenstrahlen erquidete. Seine Haare waren wegen des vielen Schnees, den er schon gesehen, selbst weiß wie Schnee geworden, Furchen durchzogen sein Antlitz, seine Haltung war von der Reife der Jahre gebeugt. Sein offenes, heiteres Feuer der Augen aber zog den Fürsten an. „Alter!“ redete er ihn an, „sag mir doch wie alt Du bist?“ Mit lächelnder Miene gab der Greis zur Antwort: „Dreißig Jahre!“ „Wie!“ entgegnete der Fürst. „Du wagst noch Dein hohes Alter mit einer Lüge zu besetzen und Spott mit mir zu treiben?“ „Nicht so,“ sagte der Greis, „meine Rede ist keine Lüge, und liegt kein Spott darin, ich sagte die Wahrheit. Sechszig Jahre nämlich lebte ich für die Welt und habe dort wenig oder gar nichts für Gott und für mein Seelenheil gethan. Da wurde ich durch ein glückliches Unglück aufgeschreckt und ich erkannte, daß ich eigentlich noch gar nicht gelebt habe. Nun fing ich an Gott zu dienen, für meine Seele und für die Ewigkeit zu leben. Es sind nun dreißig Jahre, als solches geschah. Ich erkenne jetzt alle Tage besser, daß ich erst da angefangen habe zu leben; denn Alles, was nicht für die Ewigkeit geschieht, ist verloren.“ So sprach der Greis. Nachdenkend, die Augen auf den Boden geheftet, stand der Fürst da, dann drückte er dem Greise die Hand: „Danke Dir, Alter“, sprach er bewegt, „danke Dir für diese Lehre!“ Er entfernte sich schweigend, nachdenkend über die Frage: „Wie alt bist Du?“

Wie alt bist Du? Rechne einmal nach. Obgleich Du schon lange auf Erden bist, viel gesehen und gehört hast, so bist Du vielleicht noch sehr jung. Um Dir die Rechnung leicht zu machen, will ich an Dich Fragen stellen und sie an Deiner statt beantworten. Du kannst Dir immer am Schluß einer jeden Frage sagen, ob Du einverstanden bist.

Fr. „Wie viel Sünden hast Du schon be-

gangen?“ Antw. „Unzählige. Nur Gott weiß die Zahl. So oft habe ich die Hölle verdient!“

Fr. „Wie sind Deine Beichten beschaffen?“ „Seit Jahren beichte ich immer die nämlichen Sünden; ich weiß bereits mein altes Sündenregister auswendig, welches ich in jeder Beichte herfage.“

Fr. „Wozu hast Du die fünf Sinne Deines Leibes und die Kräfte Deiner Seele gebraucht? Etwas zur Ehre Gottes und zum Heile des Nächsten?“ Ant. „Nein, sondern zur Sünde und zu Vergnügungen. Die Augen brauchte ich zum Sehen der Sittlichkeiten und Neuigkeiten; die Ohren dienen mir zum Anhören unnützer, schmeichelhafter und sündhafter Reden; die Zunge war mir ein Mittel zum nutzlosen, häufig auch lügenhaften Schwätzen, zum Fluchen, Schimpfen, Murren gegen Gottes weise Vorkehrung, zum Ehrabschneiden, Ehrenblasen und lieblosen Tadel.“

Fr. „Wohin strebst Du im täglichen Leben?“ Antw. „Nach Vergnügungen mit Außerachtlassung meiner Pflichten. Alles thue ich mangelhaft. Beten thue ich selten und schlecht; Almosen gebe ich höchstens, um mich zu prahlen; meine Feinde habe ich gehaßt und war gegen sie voll Rache; die Talente und Güter dieser Welt, die mir Gott als Mittel zur Erlangung der ewigen Seligkeit gegeben hat, habe ich durch Entweihung geschändet und sie meist unnütz zur Befriedigung der Fleischeslust verschwendet, während so manch' ehrlich fleißiger Arbeiter, so manch' arme Wittve mit ihren Kindern Noth und Elend litt.“

Nun, wie alt bist Du? Wenn die oben gegebenen Antworten für Dich gelten, dann bist Du sehr jung, und es ist nicht gut um Dein Seelenheil bestellt. Verwirrst Du in Deiner Vergnügungssucht die gegebenen Antworten als übertrieben, dann steht es noch schlimmer mit Dir; denn dann kennst Du Dich selber nicht. Du bist verblendet. Selbstkenntniß und Bewußtsein seiner Schwachheiten und Sünden ist das Erste und Nothwendigste zur Besserung.

Damit Du nun recht alt im angegebenen Sinne werdest, bete fleißig, lerne Dich tagtäglich besser kennen; denn alle heiligen Menschen aller Zeiten wurden in dem Maße besser, heiliger und weiser, in welchem sie den Zustand ihres Herzens mehr kennen lernten. Sei beharrlich und stark im guten Willen; hast Du diesen, so vermagst Du Alles.

Begieb Dich in gute Gesellschaft, wo von göttlichen Dingen die Rede ist; denn bei solchen Unterhaltungen ist Jesus in Eurer

Mitte — wie bei den Jüngern auf dem Wege nach Emmaus. Lies erbauliche und gute Bücher, kämpfe getreulich gegen Deine natürlichen und angewöhnten Fehler und suche alle Tage besser zu werden. Du darfst aber Deine Besserung nicht aufschieben, sondern mußt gleich beginnen; denn die Zeit fließt wie Wasser dahin, und wer weiß, wann Deine Lebensuhr abgelaufen ist. Wirket, so lange es Tag ist, es kommt die Nacht, wo niemand mehr wirken kann.“

---

## Giebt es eine Vergeltung?

Von Franz Lasse.

### I.

**D**ie Grundlage unseres Glaubens ist die Ueberzeugung vom Dasein Gottes. Auf sie führen sich alle Religionswahrheiten in letzter Linie zurück. Kein Wunder also, wenn der Feind alles Guten es gerade auf diese Grundlage am meisten abgesehen hat. Bald naht er sich im Stillen, besonders, wenn der Christ einmal recht die harte Seite am Dienste Gottes zu fühlen hat, und raunt ihm verlockend den Wortlaut eines Zweifels in's Ohr. Bald spricht er durch seine Helfer in Zeitungen und Broschüren, in den Versammlungen der Arbeiter und der Hochgebildeten, von den Kathedern der Schulen und der Hörsäle herab und preißt die Zeugung Gottes als eine Forderung der neuen Wissenschaft an. Freilich hat er zum Beweise seiner Lästerungen nichts als eitel Lug und Trug; allein man spricht so hochverständig und wissenschaftlich, so vornehm und mitleidig über die Dummheit der alten Zeit, die noch an einen Gott glaubte, daß leider nicht wenige sich betören lassen und ins Lager der Gottlosigkeit übergehen.

Es ist uns nun nicht möglich auf alle jene wurmfürigen Scheingründe, welche sie gegen unsern kindlichen Gottesglauben aufspielen, näher einzugehen. Nur einen einzigen,

den sie für besonders stoßkräftig halten, wollen wir herausgreifen und von allen Seiten genau ansehen. Kommen wir dann zu dem Schlusse, daß hier die sogenannte Wissenschaft sich in ihrem eigenen Netze fängt, daß die Kanone, die man gegen uns gerichtet glaubt, thatsächlich das eigene Lager bedroht, so dürfen wir getrost auch den andern Gründen gegenüber uns vollkommen kühl verhalten; von einer Vogel-scheuche haben wir ja nichts zu fürchten, wie wissenschaftlich sie auch aufgepußt sein mag.

### II.

Tritt also hervor, Du Mann der neuen Zeit und sage uns, was Du gegen den alten Gott vorzubringen hast.

„Wie kann es einen gerechten Herrn der Welt geben, wenn so zahlreiche Verbrechen ungestraft bleiben? Die kleinen Diebe allerdings hängt man, und diejenigen, welche durch Armuth und Noth zu Mißethätern geworden, sperrt man in die Zuchthäuser. Aber den Reichen, der durch ungerechte Kniffe dem Armen das Blut ausgefaugt, läßt man ungefahren. Ja, wie oft bleiben selbst Mordthaten ganz und gar ungeahndet, weil man den Mörder nicht findet. Willkür und Eigennuß, Hinterlist regieren auf Erden, aber keine

Gerechtigkeit. Es giebt also auch keinen Vergeltter-Gott. Fort mit diesem Wahngelbde! Es gehört der ganze Stumpfsinn eines mittelalterlichen Leibeigenen dazu, gegenüber solchen Thatsachen noch an einen Gott zu glauben. Die Menschheit ist endlich zum Selbstbewußtsein erwacht. Nach Gerechtigkeit verlangt sie, Gerechtigkeit muß ihr werden, ganze volle Gerechtigkeit, welche der Gott des Christenthums nicht hat herstellen können.“ So unser Gegner.

Daß keineswegs ganze und volle Gerechtigkeit auf Erden herrscht, davon ist unser wackerer „Genosse“ selbst, ein sprechendes — um nicht zu sagen schwägendes — Beispiel. Denn schon diese seine Gottesleugnung ist ein Verbrechen, welches Strafe heischt, ohne Strafe zu finden. Es liegt nämlich dem Vorwurf doch ein Körnchen Wahrheit zu Grunde. Jedem Menschen wohnt ja das Gefühl für Gerechtigkeit inne. Unser Verstand sagt uns: Das Verbrechen verdient seine Strafe, das große eine große, das kleine eine geringe. Es ist dies eine Forderung der gesunden Vernunft, und wir Christen sind die letzten, das in Abrede zu stellen. Wenn aber die Strafe thatsächlich sehr häufig ausbleibt, so regen wir uns darüber nicht ungebührlich auf; wir wissen nur zu gut, daß es jemanden giebt, der diese Forderung des Verstandes in ihrer ganzen Strenge, nöthigenfalls auch gegen uns selbst, erfüllen wird. Allerdings wird diese volle Vergeltung erst jenseits des Grabes statthaben; hier, im Lande der Prüfung, sollen noch Unkraut und Weizen neben einander wachsen, damit die Guten geprüft werden und die Bösen Gelegenheit erhalten sich zu bessern.

Von einem solchen Aufschub der verdienten Strafe will natürlich unser Mann nichts wissen. Er ist von hitziger Natur. Er meint, wenn Gott nicht schon jetzt Feuer und Schwefel auf den Nebelhäuter herabregnen lasse, dann sei später kein Raum mehr für die Vergeltung. Während seines eigenen kurzlebigen Daseins soll Gottes Gericht den Schuldigen treffen; während er, er selbst, diese Eintagsfliege, dasteht und mit seinem wissenschaftlich gebildeten Auge

zuseht, soll die Rache auf das Haupt des Verbrechens herunterraufen, sonst, so beschließt er Gott kein Gott. Ein Gott, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, und der über Gerechte und Ungerechte regnen läßt, scheint in die moderne Welt nicht mehr zu passen.

### III.

Angenommen nun, es gelänge diesem Weltweisen, mit seinen himmelstürmenden Behauptungen wirklich den alten Gott, der die Unsterblichkeit selber ist, von seinem ewigen Throne zu stoßen. Würde dann etwa die Gerechtigkeit ihre goldenen Thore aufthun und im Triumphe in die Welt einziehen! Würden dann sämtliche Menschenquäler, sämtliche reichen und armen Betrüger von allen Seiten herbeiströmen, sich den Händen der Polizei ausliefern, und demüthig ihre Strafen absitzen? O bei leibe nicht! des letzten Zaunes los und ledig, würde die Bosheit der Menschen alle Grenzen überschreiten. Die Welt würde abermals wie zur Zeit des hl. Paulus werden, voll Bosheit, Unzucht, Habgucht, Gemeinheit, schmähüchtig und neidisch, ohne Ehrfurcht gegen die Eltern, ohne Mitleid mit den Nebenmenschen, ohne Treue im Handel und Wandel.

„Bewahre!“ erwidert unser Freund, zuversichtlich. „Einen solchen Lauf werden die Dinge nicht nehmen. Es muß eben anders werden in der Welt! anders muß es werden! es muß ganz anders werden! eine große Veränderung wird eintreten müssen! Ordnung muß sein, Ordnung, tadellose Ordnung. Man wird eben das Verbrechen mit ganz anderer Energie verfolgen. Die Menschheit wird sich selber Rächerin sein!

So? die Menschheit? natürlich jene Menschheit, die endlich zum Selbstbewußtsein erwacht ist; denn das Menschenmaterial des stiedunkeln Mittelalters wäre dazu nicht fähig. Das klingt ja sehr erhaben, sehr human. Aber was ist denn eigentlich diese Menschheit, die man auf den Thron der Gottheit setzen möchte? Doch wohl nichts anderes als die Menschen selbst.



Und weil es gerade zu toll wäre, jeden einzelnen Menschen mit der Befugnis eines Räubers auszustatten, so bleibt nichts übrig als die Abndung der Verbrechen dem Staate zuzuerkennen. Mit ganz klaren Worten ausgedrückt lautet also jener großartige Satz: Wenn einmal die Menschheit gottlos ist, dann wird der Staat so kräftig, und was das Merkwürdige daran ist, so erfolgreich jeglicher Missethat auf den Fersen sein, daß keine einzige strafbare Handlung seinem Räuberarme entriinnt.

Das also will man uns glauben machen. Wahrhaftig, diese Männer der Zukunft sind hochbeanlagte Märchendichter. Sie leben bereits ausschließlich im Lande der Königin Phantasie, wo man durch Eiselein streck dich, Bezieringe und ähnliche Erfindungen den Mängeln der Wirklichkeit abhelfen kann. In jenem Lande hat es ja keine Schwierigkeit, die Polizeidiener mit Zauberspiegeln, in denen man alles sieht, was einer denkt, und mit einem Knuppel = aus = dem = Sack auszustaffieren und und ihnen für besondere wichtige Fälle noch einen modernen Sabel = aus = der = Scheide mitzugeben, ein Instrument, das meines Wissens im Märchenlande noch nicht zur Verwendung gekommen ist. Nur schade, daß man diese lustigen Dinger ins Land der Wirklichkeit, wo wir im Elende sitzen und schwitzen müssen, noch nicht hat importieren können; es wäre das ja auch in vielen andern Beziehungen sehr wünschenswerth; so bedeutete z. B. auch dem besten Zweirad gegenüber der Siebenmeilenstiefel einen ganz wesentlichen Fortschritt. Allein es scheint, daß die Königin Phantasie diese Kunstgegenstände für ihr Land ganz ausschließlich hüten will. Wer die öde Prosa gegen die Wirklichkeit nicht verläßt, der muß sich mit gewöhnlicher, irdischer Waare behelfen, die weniger exakt funktioniert.

Wir sind doch keine Kinder mehr. Als vor Jahren die Großmutter oder die alte treue Magd uns beim Spinnrocken oder beim Strümpfstopfen die schönen Märchen erzählte, die wir jetzt in Grimms Sammlungen lesen, da durfte man es uns nicht übel nehmen, wenn wir uns nachher entrüsteten, daß Nachbars naseweise

Karmelia diese schönen „Stückchen“ für unwahr zu erklären wagte. Allein jetzt können wir uns doch solchen blauen Dunst nicht mehr vormachen lassen. Wir wissen, daß das Leben in jener aschgrauen Wirklichkeit ganz anders aussieht, und daß, so lange Menschen Menschen sind, der Dieb den Häscher und der Angeklagte seinen Richter übertölpeln und gar auch einen Unschuldigen statt seiner ins Gefängniß und in den Tod bringen kann. Und wenn er es kann, sollte es dann nie geschehen?

---

#### IV.

Man erwiedere nicht, der Staat werde sich aller Mittel bedienen, welche ihm die vervollkommnete Kenntniß der Natur an die Hand giebt; Elektrizität, Photographie, Dampf und Hypnose werde er in seine Dienste nehmen, eine wohlorganisierte Geheimpolizei vermittele von allen Verbrechen sichere Kunde. Denn abgesehen davon, daß es ein recht ungemüthliches Leben sein muß, wenn eine mit allen Mitteln der Neuzeit vollständig ausgerüstete, wohlorganisirte zahlreiche Geheimpolizei in alle Verhältnisse eindringt und, um etwaige Verbrechen zu enthüllen, ihre Augen um nicht zu sagen ihre Nase in alle Familienveränderungen — abgesehen hiervon wird niemand bezweifeln, daß es auch dann noch Schlaue und Schlawere geben wird. Was nun, wenn die Organe der Gerechtigkeit zwar zu den Schlawen, aber eine zahlreiche Diebsbande zur Klasse der Schlaweren gehört? Steht es nicht auch diesen frei, sich aller Erfindungen zu bemächtigen und sie im Kampfe mit der Polizei zu verwenden? Man wird also auch dann noch oft genug an das Sprichwort erinnert werden: Die Nürnberger hängen keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Im finstern Mittelalter betrachtete man dies als eine unumstößliche Wahrheit, und die Fortschritte des neunzehnten Jahrhunderts werden daran wohl nichts geändert haben.

V.

Für solche, die Gottes heilige zehn Gebote als ein unerträgliches Joch betrachten, ist es nicht selten ein wahres Herzenslabfal, in den Jagdgründen der Zukunft herumzulanfieren, und buntscheckige Behauptungen in die Luft zu knallen. So stellen sie es auch wohl als ganz selbstverständlich hin, daß in jener seligen Zeit der Gottlosigkeit die Verbrechen weit weniger häufig seien; alle Welt sei alsdann so selbstlos, so ausschließlich auf das Wohl des Mitmenschen bedacht, so bereit, jedes persönliche Opfer für das Beste seines Nächsten zu bringen, daß von größeren Vergehen kaum mehr die Rede sein könne. Zur Ehre des menschlichen Verstandes wollen wir annehmen, diese Weissagung sei nicht ernst gemeint. Denn wenn schon jetzt, da wir einen Gott anbeten, der für Menschen den Tod des Kreuzes gestorben ist, einen Gott, der die Nächstenliebe zum Kennzeichen seiner Jüngerschaft gemacht hat, — wenn schon jetzt auch in durch und durch christlichen Gegenden Dinge vorkommen, deren wir uns bis in den Boden schämen müssen; welche Lieblosigkeit, welcher schrofse, unbarmherzige Eigennutz wird dann erst einreißen, wenn die vielen Antriebe zum Edleren, die das Christenthum seinen Kindern bietet, verschwunden sind! Es ist in der That nicht nöthig, uns mit dieser haltlosen Aufstellung weiter zu befassen.

VI.

Lieber wollen wir unsere Gegner fragen, was denn eigentlich unter einem Verbrechen zu verstehen ist. Etwa bloß die äußere Handlung, der wirklich ausgeführte Mord? Keineswegs. Dort im Busche steht der Wegelagerer und feuert auf den vorüberziehenden Reisenden; er begeht ein Verbrechen. Zwei Monate später steht in demselben Busche ein Vor-

posten im Soldatenrock und feuert auf die Patrouille, seine That ist lobenswerth. Liegt nur etwa der ganze Unterschied darin, daß der eine ein zerrissenes Kamisol, der andere eine Uniform trägt? Daß der eine vielleicht eine Feuersteinslinte, der andere ein fünfhüßiges Magazingewehr und rauchloses Pulver verwendet?

Doch ganz gewiß nicht! Die Absicht, die Gesinnung ist es, was in diesem Falle das Verbrechen macht.

Ferner: Nicht erst dann ist die Bosheit der Brandstiftung vorhanden, wenn das Haus des Widersachers in Flammen steht. Schon die Absicht der Brandstiftung ist ein Frevel, der um Rache schreit; jeder freiwillig gehegte böse Gedanke, jede böse Absicht, jede böse Gesinnung vernichtet ja die Ordnung, welche im Menschen herrschen muß, und heischt deshalb ihre gerechte Strafe. Wie aber hierin die Menschheit ihres Rächeramtes walten soll, ist rein unerfindlich.

Und doch sind gerade die Gedankenjünden die zahlreichsten und im gewissen Sinne auch die schlimmsten. Die zahlreichsten; denn um es an einem Beispiele zu zeigen, wie viel Geldgier, wieviel Neid, wie viele Nachgedanken mußten nicht vorausgehen, bis nämlich der schwarze Plan eines Mordes auf dem verschuhten Boden einer Seele gedieh, bis die Hand zur Waffe griff und der Arm sich zur äußern That erhob! Wie mancher trägt Jahr um Jahr den tödtlichsten Haß mit sich herum, hinreichend, seinen wirklichen oder vermeinten Feind samt dessen Familie zu verderben, so bald er es ungestraft könnte; er kleidet sich um in das Gewand der Höflichkeit und des feinsten Anstandes. Und doch: jeder Akt des wohlverhüllten Großen, jedes innern Auflehnen gegen die von der Natur selbst geschriebenen Gesetze, wie verwerflich, wie strafbar ist es!

(Fortsetzung folgt.)

Hete, damit du nicht in Versuchung fällst, denn glaube, ach, glaube es doch lebhaft, daß der böse Feind umhergeht wie ein brüllender Löwe, und sucht, wen er verschlingen könne.

Gedenke deiner letzten Dinge, besonders des Todes, betrachte öfter die Todtengerbeine, die Gräber, mit Franz von Borgias die stinkenden Leichname, oder sterbende schöne Personen.

Entered at the Post Office at Buffalo, N. Y., as second-class matter.

## Editorielles.

### Papst Leo, dem Dreizehnten.

Zur Feier des Beginnes des 22. Jahres seines glorreichen Pontificates,  
am Mittwoch, den 22. Februar.

Es mäht der Tod; der Welt-Zerstörung Geister  
Durchschreiten Land um Land und Reich um Reich;  
Des Stolzes Tempel wanken, Kronen fallen  
Von Stirnen jugendschön und altersbleich;  
Es lösen sich der alten Ordnung Schranken,  
Es sprießen neue Blüthen, frische Ranken.

Ein Felsen nur entragt dem wirren Strudel  
Des Fluth- und Ebbe- reichen Strom's der Zeit,  
Im steten Wechsel alles Ordenlebens  
Ein Markstein nur der Unvergänglichkeit;  
Hoch über Menschen-Sinn Ein Gottesmal:  
Des ew'gen Papstthums Thron und Piedestal.

Wie Nebo's Höhe starr am Wüsten-Saume,  
Gebadet in Jehovah's Glorieschein,  
So stehet Petri Säule am Gestade  
Der Ewigkeit, der Zeit ein Meilenstein,  
Und selbst der Hölle Macht und wildes Stürmen  
Kann nur ohnmächt'ge Wogen um sie thürmen.

Und wie des Moses' Aug' von dorten schaute  
Im Dämmerfchein das Pharaonen-Land  
Und vor sich, glanzumbliht im Sonnenlichte,  
Sein Kanaan, der künft' gen Größe Pfand:  
So mißt Dein Blick vergang'ner Leiden Nacht  
Und haftet an der Zukunft Morgenpracht.

W. K.



## Die Leo - Gedächtniß - Kirche.

Anläßlich des am 2. März stattfindenden Geburtsfestes seiner Heiligkeit, des Papstes Leo XIII., dürfte es von Interesse sein, einmal der Leo = Memorial = Kirche zu gedenken, die in Rom zum Gedächtniß des Goldenen Bischofs-Jubiläums, das am 18. Februar 1893 begangen wurde, errichtet wurde. Um die Errichtung derselben erwarben sich besondere Verdienste Msgr. D'Hulst, ein ausgezeichnete Pralat der Kirche und Mitglied der französischen Kammer und der Abbe Antoine Burgidou, ein eifriger Priester der Diocese von Lyons, Frankreich. Die Kirche wurde zu Ehren des Namenspatrons des Heiligen Vaters benannt und der Fürsorge der Hochw. Redemptoristen-Väter unterstellt, welche sie zur Centralstelle der Bruderschaft von der ewigen Anbetung machten. Der Bau hatte anfangs unter Mißverwaltung zu leiden. Der Platz für das herrliche Gotteshaus wurde durch freiwillige Beiträge der Katholiken der ganzen Welt erworben.

Am 20. Juli 1898 beschied der Papst den General-Superior des Ordens vom Allerheiligsten Erlöser zu sich und übergab ihm die Leitung der Kirche, die nun, wie alle Kirchen der Redemptoristen, eine immerwährende Missionskirche ist. Predigten werden darin in allen Sprachen der Welt gehalten und Beichtgelegenheit findet da auch ein Jeder in der Sprache seines Landes.

Die Hochw. Redemptoristen-Väter eröffneten ihre Thätigkeit am 21. August, dem Feste des hl. Joachim, im Jahre 1898. Leider fehlt es immer noch an einem Priesterhause und einem Hospiz für Aufnahme Solcher, welche geistliche Exercitien zu halten wünschen. Dabei ruht auf der Kirche noch eine Schuldenlast in der Höhe von \$100,000.

Milde Gaben zum Besten dieser Memorial-Kirche nimmt Rev. Moysius Palliola, C. S. S. R. entgegen. Dieser Herr ist nämlich der erste Rektor der Kirche. Es wäre zu wünschen, daß diese herrliche Gedächtnißkirche doch noch vor der Feier der Jahrhundert-Wende jeder pekuniären Verbindlichkeit enthoben und

mit allen nothwendigen und würdigen Nebenbauten vollendet würde. So fordern es die Ehre unseres glorreichen Oberhirten und die kindliche Pflicht der Christenheit. Wie beschämend wäre es, wenn diese Jubiläumsgabe für den Jubelpapst noch länger eine Quelle der Sorge für denselben sein sollte.

P. Otto Bilschman, O. S. B.

„Das Leben der Heiligen Gottes.“

Im rühmlichst bekannten Verlage von Benziger Brothers (New York, Cincinnati, Chicago) ist ein stattliches Werk erschienen, das in prächtigem Einband und solidester Ausstattung nur \$2.00 kostet und in keiner katholischen Familien-Bibliothek fehlen sollte. Es ist dies eine große Heiligen-Legende, ein starker Band von 1600 Seiten, mit einem neuen und ergreifend schönen Chromo = Titelbild: Die hl. Familie. Dem trefflich geschriebenen Vorworte entnehmen wir die folgenden Bemerkungen über die Vorzüge dieser Publikation:

„Die Sprache, welche diese Legende spricht, ist rein und edel und dabei doch so verständlich, daß auch das wenig geschulte Volk sie versteht. . . Eine besonders hochanzuschlagende Eigenschaft dieser Legende ist die Befügung von Lehrstücken zu jeder Lebensbeschreibung, deren Inhalt der Heilige in seinen Lebensverhältnissen praktisch verwerthet und in unsterblichen Tugendwerken ausgestaltet hat. Diese Lehrstücke umfassen beinahe den ganzen Katechismus, die wichtigsten Glaubensartikel und Sittenvorschriften, die Lehren von der Gnade, von den heiligen Sakramenten, von der Kirche Christi, ihren Einrichtungen und Gebräuchen u. s. w. Zugleich sind diese Lehrstücke so gestaltet, daß sie dem frommen Leser, vorzüglich dem Priester und gebildeten Laien, Stoff zur täglichen Meditation bieten.“

Der Hochwürdigste Herr Bischof von Chur gab dem herrlichen Buche den folgenden Geleitbrief mit auf den Weg:

„Wir haben das neu erschienene Werk: „Leben der Heiligen Gottes“, bearbeitet

von P. Otto Bittschau, Kapitular des Stiftes Einsiedeln, sorgfältig prüfen lassen und mit hoher Befriedigung wahrgenommen, daß sein Inhalt mit der heiligen kathol. Kirche vollkommen übereinstimmt, daß es der trefflichen Auswahl und Behandlung des Stoffes wegen zu den bestgeschriebenen Heiligen-Legenden gehöret und deshalb ein zur Kräftigung des heiligen Glaubens und Förderung frommen Sinnes vorzüglich geeignetes Hausbuch ist. Wir empfehlen daher genanntes Werk den Gläubigen unseres Bisthums auf's gelegentlichste."

Beifügen können wir nur, daß jede fromme Mutter dafür sorgen möge, einen solchen Hauschatz zu haben. Da wird geistige Nahrung geboten für Jung und Alt und der hübsche große Druck macht auch greisen Augen das Lesen leicht. Auf jedem Blatte aber glänzt es wie himmlischer Thau, der sich belebend und befruchtend auf Herz und Seele legt. Das ist eine andere Lektüre, als wie sie in seichten Blättern und modernen Büchern geboten wird. Wie Weihrauchdunst weht es einem daraus entgegen und der Geist senkt sich in heilige Betrachtungen, als fühle er sich in der Nähe eines Sanktuariums. Im Leben der Heiligen hat Gott selbst seine Verherrlichung gefunden, für uns ist es ein verehrungswürdiges Bild der Nachahmung und Nacheiferung. Eine Heiligen-Legende im Hause, das ist eine Schule der Heiligkeit für die ganze Familie.

---

### Victor Hugo.

---

Vom wohlbekannten ungläubigen Schriftsteller und Dichter Victor Hugo wird eine Episode berichtet, welche die Worte des Psalmisten bestätigt: „Heute, wenn ihr seine (Gottes) Stimme hört, verhärtet eure Herzen nicht.“ Pf. 94.

Im Monate März 1833 brachte der berühmte Dom Bosco eine Zeit in Paris zu, die ganze Stadt ertönte von der Anwesenheit dieses heiligmäßigen Mannes und von manchen Wundern, die bei dieser Gelegenheit großes

Auffsehen machten. Dies paßte nicht in Victor Hugo's Geistesrichtung.

Dom Bosco's Absteigequartier war belagert von Besuchern; eines Abends begehrte auch ein Greis mit edler, aber düsterer, hochmüthiger Miene vorgelassen zu werden. Dies war Victor Hugo; er nannte sich nicht; der Andrang bei Dom Bosco war ein so großer, daß der sonst so gefeierte Schriftsteller bemüht war, drei Stunden zu warten. Um 11 Uhr Nachts kam endlich an ihn die Reihe vorzusprechen. Ohne Weiteres erklärte er sich als einen Ungläubigen, und setzte mit Schroffheit hinzu: „In alle diese Wunder, welche jezt gewisse Leute ausposaunen, glaube ich nicht.“

Dom Bosco ließ den unbekanntem Greis diskutiren, und widerlegte ihn nicht. Alsdann senkte er aber sehr klug und fein eine Reihe von Fragen in seine Seele. Zwei dieser Fragen kamen dem Ungläubigen etwas unerwartet und überraschten ihn:

„Was lassen Sie denn in Bezug des zukünftigen Lebens gelten?“ fragte der heiligmäßige Priester.

„Vergeuden wir keine Zeit,“ entgegnete Victor Hugo, „mit der Behandlung dieser Streitfrage; ich werde über das zukünftige Leben sprechen, wenn ich mich in der Zukunft befinden werde.“

Dom Bosco beachtete nicht weiter das Barsche dieser Antwort, sondern, in die Seele seines Besuchers den Blick senkend, setzte er fort:

Wenn dies Ihre Gesinnung ist, was hoffen Sie denn?“ Die Gegenwart wird Ihnen in Bälde nicht mehr gehören. Von der Zukunft soll man mit Ihnen nicht sprechen. Auf was setzen Sie demnach Ihre Hoffnung?“

Bei dieser Frage ließ der Dichter, welcher bisher das Haupt abichtlich sehr hoch getragen hatte, dasselbe unwillkürlich sinken, er warf einen Blick auf den heiligen Priester und alsdann in die Tiefe seiner eigenen Seele. Er erwiderte nichts, aber dachte nach. Er hatte sich noch nie entschließen können, keine Hoffnung zu haben.

Dom Bosco überließ ihn eine Weile seinen

Gebanken; er erkannte, er habe ihn in der Tiefe seiner Seele getroffen; nach einigen Minuten sprach er:

„Sie müssen an die Zukunft denken. Ein Lebensrest gehört noch Ihnen: wenn Sie ihn benützen, um in den Schooß, der Kirche zurückzukehren und um Gottes Barmherzigkeit anzurufen, werden Sie Ihr Heil finden und auf ewig gerettet werden. Im entgegengesetzten Falle sterben Sie als Ungläubiger und als Verworfenener.“

Der Dichter antwortete: „Wir alle Gleichgesinnte vermochten noch nie die Streitfrage zu lösen: eine unglückliche Ewigkeit oder das Nichts. Allein ich will über jenes, was Sie mir gesagt, nachdenken, und mit Ihrer Erlaubniß werde ich Sie wieder aufsuchen.“

Er verabschiedete sich und händigte Dom Bosco seine Visitenkarte ein: Victor Hugo. Dom Bosco wußte nun, welchen berühmten Namen er vor sich gehabt. Der greise Dichter wiederholte in der That seinen Besuch, gab ihm sogleich freundlich die Hand und sprach:

„Ich bin nicht mehr die Persönlichkeit meines vormaligen Besuches; ich stellte mich Ihnen zum Scherze als einen Ungläubigen vor. Ich bin Victor Hugo, und ich bitte Sie, mein mir ergebener Freund zu sein. Ich glaube an die Unsterblichkeit der Seele, ich glaube an Gott und hoffe sicher in den Armen eines katholischen Priesters zu sterben, welcher alsdann meine Seele dem Schöpfer empfehlen wolle.“

Zwei Jahre darauf erlag Victor Hugo einer Krankheit. Allein, leider! stand ihm beim Sterben kein katholischer Priester bei! Und seine heidnische Leichenseier gab ein ungeheures Mergerniß! — Die Logenbrüder wußten wohl jeden priesterlichen Einfluß und Segen hintanzuhalten. Victor Hugo wird oder würde umsonst gebeten haben, ihn als Katholiken in das Senferts ziehen zu lassen.

O, warum suchte er nicht zwei Jahre früher, als die Tage des Heiles waren, als die Gnade sich ihm anbot — Verzeihung im Bußgerichte! Warum schob er seine Bekehrung hinaus?

### Das „Wiener Vaterland“,

Oesterreichs größte kath. Zeitung, die unserer „Mundschau“ schon so oft Worte der Anerkennung gewidmet hat, schreibt neuerdings über die Dezember-Nummer derselben:

„Aus dem fernen Amerika kommt uns das Dezemberheft 1898 der von den besuchten Carmeliten in Buffalo (Staat New York, 218 Broadway) herausgegebenen „Mundschau vom Berge Carmel“ zu, auf die wir neuerdings als eine sehr gebiegene, mannigfache religiöse Belehrung und Anregung bietende katholische Monatschrift hinweisen.“

### In Betreff des Hecker-Cultus

in Amerika hat jetzt der Papst selbst gesprochen.

Die betreffende Depesche aus Rom lautete: „Der ‚Observatore Romano‘ publicirte ein Schreiben des Papstes, welches fünf Spalten füllt und damit beginnt, daß es dem Cardinal Gibbons und den amerikanischen Katholiken Lob spendet. Zudem dann der Papst auf die mannigfachen Beweise seines Wohlwollens, die er den amerikanischen Katholiken in der Vergangenheit gegeben, anspielt, wünscht er, daß sie in dem gegenwärtigen Dokumente einen weiteren Beweis seiner Liebe zu Amerika erblicken möchten. Zudem der Papst sodann darauf hinweist, daß das Schreiben eine Warnung und Berichtigung enthalte mit Bezug auf das „Leben des Father Hecker“, unterscheidet er sorgfältig zwischen den dogmatischen Ansichten der neuen Theorien und den Fragen praktischer Disciplin und hebt ernstlich die Unmöglichkeit einer Aenderung in den ersteren hervor. Während er zugiebt, daß die Kirche stets die Nothwendigkeit anerkannt und danach gehandelt habe, gewisse Punkte der Disciplin modernen Anforderungen anzupassen, ist es Sache der Kirche, wie der Papst hervorhebt, und nicht einzelner Individuen, zu bestimmen, wie und wann solche Anpassungen gemacht werden können.“

„Alle Tugenden“, sagt der Papst, „müssen nothwendigerweise thätig sein und sich durch Thaten offenbaren. Die Verachtung, welche

von Neuerern den von ihnen so genannten passiven Tugenden entgegengebracht wird, hat ganz naturgemäß zu einer Verachtung des religiösen (Kloster-) Lebens geführt, das nur für die Schwachen passe und ein Hinderniß der christlichen Vollkommenheit und der Wohlfahrt der Gemeinde bilde.“

Warten wir die Veröffentlichung des Wortlautes dieser Encyclica ab !

### Hinsichtlich der anti-ritualistischen Bewegung in England

wird uns neuerdings aus London berichtet : „Zeit 250 Jahren bekämpfen sich im Anglikanerthum Hochkirchenleute, welche dem katholischen Ritus zuneigen, und Niederkirchenleute, welche die puritanischen Formen vorziehen, Staatskirchenleute, welche das Einschreiten des Staates verlangen, und andere, welche jedes Einschreiten in Gewissenssachen verdammen. Welche Ausdehnung die Bewegung gegen den Ritualismus mancher Bischöfe und Geistlichen genommen hat, mag aus der Petition der Nationalen Protestanten-Union an die Königin erhellen. Sie ist von 31 Pairs, 50 Unterhausmitgliedern, 2000 Richtern und 1300 Geistlichen unterzeichnet und erhebt Einspruch dagegen, daß die Geistlichkeit das Werk der Reformation zerstöre. Zur Lage bemerkt der Observer : „Die Erklärung des Erzbischofs von Canterbury, daß er und der Erzbischof von New York bereit sind, extremen ritualistischen Geistlichkeiten, welche glauben, daß sie das Gesetz der Kirche befolgen, Gehör zu schenken, und seine Rede im Oberhause haben viel dazu beigetragen, daß man anerkennt, daß die Leiter der Kirche gerecht verfahren wollen. Selbst zugegeben, daß die Bischöfe in den letzten Jahren ihre Autorität zu wenig angewandt haben, ist es doch übertrieben, zu behaupten, daß sie ihr Veto gegen Anstellung kirchlicher Prozesse mißbrauchen. Nur der Bischof von Liverpool hat gesagt, daß er nach seinen Erfahrungen in seinem Leben niemals wieder einen Prozeß wegen ritualistischer Gebräuche anstellen lassen würde. Im Unterhause haben sich selbst Hochkirchenleute

gegen extremen Ritualismus ausgesprochen, während selbst Vertreter der evangelischen Schule vor übereilter Gesetzgebung warnten ; die Kirche von England möge sonst in Stücke gehen.“

### Insengen der Lieblosigkeit.

Der hl. Paulinus von Nola war von Gott mit großen Reichthümern gesegnet ; er war auch, was besser ist, der größte Freund und Wohlthäter der Armen und Nothleidenden. Seine Mildthätigkeit kannte keine Grenzen ; oft vergaß er über der Noth der Mitmenschen auch seine eigenen Bedürfnisse. Eines Tages hatte er nur noch ein einziges Brot im Hause. Ein Bettler kam, und sogleich befahl er, dieses letzte Brod dem Dürftigen zu reichen. Aus zu großer Besorgniß glaubte Theresese, seine Frau, diesem Befehle nicht nachkommen zu müssen. Ungelabt ging der Bettler von dannen. Noch am Abend desselben Tages kamen Gilboten an, um dem Paulinus zu melden, daß Schiffe für ihn, mit Wein und Brod beladen, im Hafen eingelaufen waren ; nur eins davon sei unterwegs verunglückt und mit der Ladung zugrunde gegangen. „Siehst du nun,“ sagte jetzt Paulinus zu Theresese, „daß du jenes Brod dem Armen gestohlen hast ? Ein Brod hast du der Armuth entzogen, ein Schiff ließ Gott auf dem Meere zugrunde gehen.“

Bei wie vielen Menschen geht es ähnlich ! Sie arbeiten sich fast bis zu Tode, aber auf ihrer Arbeit ruht kein Segen, wenigstens nicht auf die Dauer, weil sie hartherzig sind gegen die Armen.

Die wahre Buße macht den unglücklichen Sünder von der Sünde frei, verschafft ihm die Gnade und Freundschaft Gottes, sie verschließt die Thore der Hölle, und öffnet ihm die Thore des Lebens.

Der heilige Glaube lehrt uns, daß die schwere Sünde ein unendliches Uebel sei, weil sie frecher Ungehorsam gegen Gott, den höchsten Herrn, eine Empörung gegen den König der Könige — folglich ein Majestätsverbrechen gegen das höchste Wesen — gegen Gott — sei.

# Aus meiner Klosterzelle.

Von Bruder Gottlieb, O. C. C.

**D**nsere heilige Kirche ist eine Mutter, die ihre Kinder recht lieb hat. Sie will uns den Weg zum Himmel so leicht machen, als es nur möglich ist. So hat sie auch in jüngster Zeit das Fastengebot für Amerika bedeutend erleichtert. Hier in unserm gelobten Lande schafft Jedermann, Alles arbeitet. Man ist froh, wenn man nur immer genug Arbeit findet. Nun sind aber die meisten unserer Arbeiter nicht im Stande das Fastengebot in aller Strenge zu beobachten. Das Klima mit seinem schnellen Witterungswechsel, ist schon an und für sich aufreibend. Viele Fabriken arbeiten Tag und Nacht, Eisenbahnarbeiter, z. B. müssen alle auch Nachtarbeit verrichten, — diejenigen, die am Tage arbeiten, haben zur Mittagszeit nur eine Stunde Rast, und da die Wenigsten Zeit haben nach Hause zu gehen, um ein warmes Mittagessen zu genießen, müssen sie ihr Mittagessen des Morgens mitnehmen, und oft kalt essen.

Wer einige Jahre hier gelebt hat, findet auch bald aus, daß man sich mit Gemüsen und Brod nicht so sättigen kann, wie in Europa. Kartoffeln und Buttermilch sind hierzulande nicht genug, um die nothwendige Muskelkraft zu erhalten. Ob das jetzt am Klima liegt, oder ob, wie behauptet wird, die Gemüse und Früchte nicht so nahrhaft sind, wie draußen, es ist Thatsache, daß man die Arbeit, die hier verlangt wird, nicht mit der einfachen Hausmannskost, die in Europa hinreichte, zu leisten im Stande ist.

So hat denn auch die Kirche in ihrer Weisheit beschlossen, den amerikanischen Arbeitern das Fasten auf ein Weniges zu beschränken. Nicht nur der Tagelöhner selbst, sondern auch seine ganze Familie dürfen alle Tage in der Fastenzeit mit Ausnahme des Freitags, Aschermittwoch, und Mittwoch und Samstag in der Charwoche und der Virgil vor Weihnachten Fleisch essen und zwar dreimal des Tages.

Ist damit nun gemeint, daß er überhaupt keine Bußübungen zu verrichten hat, oder keine Abtötung von ihm verlangt wird? O nein, so leicht kann man doch nicht in den Himmel kommen. „Das Himmelreich leidet Gewalt, und nur, die Gewalt brauchen, reißen es an sich.“

Die meisten Leser unserer lieben „Mundschau“ sind Arbeiter, die sich oft sauer genug ihr Brod verdienen müssen. Deshalb wirft Du lieber Leser, es mir nicht übel nehmen, wenn ich Dir so ein paar Rathschläge für die hl. Fastenzeit gebe.

Jeder, der Sünde begeht, muß auch Willens sein, dafür Buße zu thun, sonst kann er kaum auf Vergebung hoffen. Du bist gewiß auch ein Sünder. Denn wir sind ja Alle mehr oder weniger angesteckt von diesem Ausfuge. Das Allererste also, was Du zu thun hast, ist Dich aus dem Stande der Sünde heraus zu heben. Das kannst Du nicht aus eigener Kraft, ebensowenig wie Einer, der in einem Sumpfe versinkt, sich bei seinen Hosenbändern herausziehen kann. Da muß ein Anderer zur Hilfe springen, Dir muß der liebe Gott helfen. Das thut Er auch im Sakrament der Buße, d. h. Du mußt Deine Sünden einem bevollmächtigten Gesandten Gottes, einem Priester reumüthig beichten, und die Buße, die er Dir auslegt, gewissenhaft verrichten.

Das wäre also die erste Bußübung, die sakramentalische Buße, die, wenn sie auch oft nur aus einem kurzen Gebet besteht, einen sehr hohen Werth hat, und deshalb auch genau so verrichtet werden muß, wie sie vom Priester auferlegt wurde. Aber, ehe ich weiterfahre, möchte ich Dich auf Etwas aufmerksam machen, was mir oft aufgefallen ist.

Wie oft gehst Du eigentlich beichten? Einmal oder zweimal im Jahre? Oder öfters? Hast Du bestimmte Zeiten dazu? Gehst Du nur, wenn der Verein gemeinschaftlich zur Kommunion geht, oder bei der 40stündigen Andacht und sonst nicht? Fällst Du denn nie in



eine Todsünde? Schau, das Beichten zu gewissen Zeiten ist schon recht, wenn man keine schweren Sünden begeht; aber wenn Du in der Zwischenzeit in eine Todsünde fallen solltest, was dann? Wirfst Du dann auch warten bis wieder deine Zeit da ist, um zu beichten? Und so lange ein Kind des Teufels bleiben, ein Kind der Rache? Ja, es gibt leider viele, viele Katholiken, die es so machen, besonders unter den Männern. Da gibt es welche, die Todsünden begehen, sei es, daß sie ihre kirchlichen Pflichten versäumen, oder Unkeuschheit treiben, oder Mergerniß geben u. s. w. Die gehen dann zu Tstern beichten. Wir wollen annehmen, daß sie gut beichten und auch wirkliche Reue haben und den Vorsatz machen, sich zu bessern. Sie halten auch ihren Vorsatz ein oder zwei Wochenlang, dann fallen sie wieder in die alten Sünden und bleiben im Sündenschlamm und schmutz bis zur nächsten Osterbeicht. Zwei Wochen im Jahre sind sie Kinder Gottes, und 50 Wochenlang jedes Jahr sind sie Teufelskinder, die mit einem Fuße schon in der Hölle sind, und jeden Augenblick plötzlich auf ewig verdammt werden können.

Gibt es eine größere Thorheit auf dieser Welt? Und doch sind oft gerade diese Männer recht verständige Leute in ihren weltlichen Geschäften. Bist Du auch ein solcher Narr? Was würdest Du von Einem denken, der in einer Krankheit so handeln würde? J. B. da ist Einer, der hat sich zur Gewohnheit gemacht, einmal im Jahre, so um's Frühjahr herum, ein tüchtiges Abführmittel oder sonst eine Blutreinigungsmittel zu nehmen. Jetzt wird er aber durch irgend einen Zufall, schwer krank. Der Doktor kommt und verschreibt ihm ein Heilmittel. Er will es aber nicht nehmen und weigert sich es anzurühren. Er sagt, er sei es gewöhnt nur einmal im Jahre Medizin zu nehmen, er würde warten, bis das Frühjahr wieder käme. „Aber lieber Freund“, sagt der Arzt, „Sie dürfen nicht warten, Sie haben keine Zeit dazu. Wenn Sie meine Medizin nicht nehmen, dann sterben Sie sicher in kurzer Zeit.“ Er nimmt sie jedoch nicht und stirbt bald darauf. Was denkst Du von einem solchen Kranken?

Welchen Unterschied gibt es denn zwischen diesem Thoren, und dem Katholiken, der ob schon er weiß, daß er todtkrank ist an der Seele, doch ruhig wartet, bis wieder die Osterzeit da ist, um zu beichten? Ist er nicht noch viel thörichter, als der Kranke, von dem die Rede war, da es sich um das Leben, das ewige Leben der Seele handelt und nicht um das zeitliche Leben.

Das Bußsacrament ist die Medizin für kranke Seelen. Wenn ich Dich fragen würde: „Wie oft soll man Medizin nehmen? dann würdest Du natürlich antworten: „So oft man sie braucht, um gesund zu werden, oder gesund zu bleiben?“ Wie oft sollst Du also beichten? „So oft die Seele es braucht, um gesund zu werden, oder gesund zu bleiben.“

Nicht wahr, das sagt Dir Dein gesunder Hausverstand! Warum handelst Du denn nicht darnach. Jetzt kannst Du auch einsehen, wie dumm solche Christen schwätzen, die deshalb nicht so oft beichten wollen, weil sie nicht gut genug sind. Das ist gerade so dumm, als wenn ein Kranker sagen würde: „Ich bin nicht gesund genug, um Medizin zu nehmen.“

Vielleicht denkst Du, Du begehst keine schweren Sünden, und deswegen brauchst Du nur zu beichten, wenn's im Kirchengebot vorgeschrieben ist. Weißt Du auch ganz genau, was Todsünde und was läßliche Sünde ist? Dann bist Du ein sehr gelehrtes Haus und Du darfst Dich gleich bei unserm Pater Provincial anmelden als Professor der Theologie, denn einen solchen gelehrten Professoren hat er noch nicht. Man sagt mir, daß das Schwere an einer Sünde so von der Person und den Umständen abhängt, daß in jedem einzelnen Falle der Beichtvater sich sein eigenes Urtheil darüber machen muß, und dazu recht tüchtig studirt haben soll. Du verstehst die Geschichte so gut? Und dann noch gar über Deine eigenen Sünden kannst Du ein so gerechtes unparteiisches Urtheil aussprechen?

Bist Du auch recht bang vor läßlichen Sünden? Welt, die geniren Dich nicht besonders viel. Du bist nur auf der Hut gegen grobe, faustdicke Sünden, denen man ihre Schledchtigkeit schon von Weitem ansehen kann. Nun,

da will ich Dir mal was sagen. Das habe ich schon im Noviziat gelernt, und es steht auch in der heiligen Schrift und alle Heiligen, selbst die Mutter Gottes haben es geglaubt.

Wer sich nicht scheut vor läßlichen Sünden, fällt früher oder später in Todsünden. „Oder, wie unser Heiland sagt: Wer nicht getreu ist im Geringsen, wird auch im Großen ungetreu.“

Es steht wahrscheinlich recht schief mit Dir, wenn Du bei seltener Beichte, doch keine großen Fehler an Dir erkennst.

Jedenfalls nimm meinen Rath an, und befolge diese Regel in Zukunft. Beichte, so oft Du es zur Gesundheit der Seele brauchst. Und um gesund zu bleiben, gehe regelmäßig beichten. Bist Du Künigling oder Jungfrau, dann gehe jeden Monat. Bist Du verheirathet und hast Familie, dann gehe wenigstens alle Vierteljahr einmal. Solltest Du in eine schwere Sünde fallen, dann gehe sobald Du kannst, wenigstens noch in derselben Woche. Es gibt kein größeres Unglück auf dieser Welt, als im Stande der Todsünde zu sein.

Also so viel über die Buße. Das Bußgebot oder die Bußübung, die Dir der Priester im Beichtstuhl auferlegt, ist also die erste Bußhandlung, die Dir obliegt.

Dann kannst Du, wenn Du im Stande der Gnade bist, also keine Todsünde auf dem Gewissen hast, Deine tägliche Arbeit durch öfteres Wiederholen der guten Meinung als Bußwerk aufopfern. Da darfst Du aber Nichts daran verderben durch Ungeduld, Murren, Aerger oder Faulheit, sonst verlierst Du die Verdienste des guten Werkes. Wenn es nur vorbeigehend war, und es thut Dir gleich leid, und Du erneuerst die gute Meinung, dann ist wieder Alles gut.

Ebenso kannst Du Alles Widerwärtige, was Dir in Deinem Geschäfte, in Deiner Familie, bei Deinen Mitarbeitern zustößen könnte, dem lieben Gott geduldig zur Buße für Deine Sünden aufopfern. Krankheiten, Geldverluste, Verleumdungen von Seiten Deiner Feinde, Dir zugesügte Ungerechtigkeiten, Alles dergleichen kann auf diese Weise als Buße angenommen werden, und ist viel besser als Fasten.

Drittens, kannst Du, auch wenn Du nicht an Speisen fastest, Dir eine kleine Abtödtung für die Fastenzeit auferlegen, z. B. kein Bier oder Wein trinken bis Ostern, nicht rauchen, nicht Kartenspielen, Abends nicht ausgehen, als zur Kirche, etwas mehr beten als sonst. Wenn Du nicht die Gewohnheit hast, alle Abende den Rosenkranz zu beten, so thue es wenigstens während dieser Zeit. Bist Du ein Familienvater, so kniee Dich jeden Abend nieder mit allen Hausgenossen und bete den Rosenkranz vor. Thue es gleich nach dem Abendessen, damit die Kleinen bald zur Ruhe können, und da die Größeren noch nicht so schläfrig sind.

Schließlich gibt es noch ein Mittel, durch welches wir uns die Verdienste der strengen Bußen, welche in den ersten Jahrhunderten des Christenthums üblich waren, zueignen können. Das sind die Ablässe. Darüber will ich später mal was sagen. Sonst wird's heute zu lang. Suche nur so viel zu gewinnen, als Du kannst. Im Himmel wirst Du Dich später wundern, wie leicht Du so große Schätze errungen hast.

Störe Dich nicht viel um die Welt. Lebe lieber die Geschichte des bitteren Leidens oder die Heiligenlegende.

Und dann wird es Dir ganz egal sein, ob der neue Präsident von Frankreich noch dümmmer ist, als der verstorbene, oder ob die Killipinen bald Alle, wie unsere Indianer, in's Grab hinein zivilisirt werden, oder ob Dieses und Jenes geschieht, oder nicht. Jeder gute Christ muß seinen Kreuzweg allein gehen, den Fußstapfen des leidenden Heilandes folgend, bis er am Kreuze seiner Pflichten stirbt. Und dann kommt das ewige Meluja des Osterfestes im Himmel.

---

Der Rosenkranz ist ein warmes Kleid wider den schneidigen Hauch des Unglaubens; tausend Seelen sind vom Unglauben erstarrt am Wege geblieben. Der Rosenkranz ruft dem Sünder warnend zu: Wache auf, du schläfst dem Tod entgegen! Der Rosenkranz gibt Licht. Das Licht der Belehrung ist wie der Sonnenstrahl auf hohem Gebirge.

## Durch Gottes Fügung.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts lebte in einer bedeutenden Stadt Brandenburgs ein steinreicher Oberst mit seiner Frau und zwei Töchtern. Letztere waren, obwohl Schwestern, in ihrem Denken grundverschieden: die ältere eitel, puß- und vergnügungssüchtig, die jüngere einfach und eingezogen; die ältere in religiösen Dingen nachlässig und lau, die jüngere fromm und tugendhaft. Je mehr die jüngere ihre ältere Schwester bat, an Sonn- und Feiertagen doch mit ihr die hl. Messe und die Nachmittagsandacht zu besuchen, desto abstoßender wurde diese. Es lag an den Eltern, welche sehr weltlich gesinnt waren; besonders der Oberst machte sich aus der Religion sehr wenig, dagegen wurden Bälle und sonstige Lustbarkeiten von ihnen fleißig besucht und mitgemacht. Die jüngere Tochter Maria war immer sehr traurig und einsüßig, wenn sie auf Befehl der Eltern an rauschenden Vergnügungen Theil nehmen mußte. Mit heißem Flehen bat sie oft Gott, er möge doch ihren Eltern und ihrer Schwester die Gnade einer frommgläubigen Gesinnung schenken. Der Vater aber ward immer lieber gegen seine fromme Tochter und ging am Ende so weit, daß er in ihrer Gegenwart über religiöse Dinge spottete. „Geh' doch in's Kloster!“ rief er eines Tages aus, „dann kannst Du den ganzen Tag beten.“ Als aber diese ihn beim Wort nehmen wollte und ihn um die Erlaubniß bat, den Schleier zu nehmen, ward er betroffen und machte seinem Kinde Vorstellungen darüber, daß es sein ganzes Leben lang zwischen vier Mauern sitzen, gleichsam sich selbst zu lebenslänglicher Festungshaft verurtheilen wollte. Schließlich rief er aufgebracht: „Wenn Dir denn die Sache vollkommen ernst ist, so kannst Du meinethwegen in ein Kloster gehen; aber wann, darüber will ich mich noch bedenken.“

Von jetzt an suchten Mariens Eltern noch mehr als bisher das Mädchen durch Theater, Concerte, Bälle und andere Lustbarkeiten zu

zerstreuen, Reisen und Vergnügen aller Art wurden veranstaltet, aber Maria wurde dadurch nur noch unglücklicher, weil dies Alles immer heftiger die Sehnsucht nach dem stillen Frieden des Klosterlebens in ihr erweckte.

Eines Morgens war Maria verschwunden. In einem hinterlassenen Briefe bat sie inständig um Verzeihung für ihr unerlaubtes Verlassen des Elternhauses. „Weinet nicht um mich,“ schrieb sie, „ich werde glücklich sein und Euer im heißen Gebete gedenken. Suchet nicht nach mir, in welcher Zelle ich meinem Gott diene. Möge der Himmel Euch alle reichlich segnen und die Fülle seiner Gnade über Euch ausgießen. Lebet wohl und vergesset Eure Tochter und Schwester Maria nicht, die nun bald glückliche Braut dessen sein wird, der da sprach: „Kommet Alle zu mir, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Amen.“

Betroffen sahen sich Vater, Mutter und Schwester an. Allein die Zeit heilt alle Wunden. Schon nach wenigen Wochen war die Trauer vorüber, und das fröhliche Treiben nahm in dem Hause des Obersten wieder seinen Fortgang.

Mehrere Jahre waren seit diesem Vorgang verstrichen. Es kam die Zeit des siebenjährigen Krieges, in welchem Friederich der II. bekenntlich gegen die meisten Staaten Europa's siegreich kämpfte. Der Oberst war in Folge seiner Tapferkeit in mehreren Schlachten und seines besonderen Feldherrntalentes zum General befördert. In den Schlachten hatte der General oft Gelegenheit, die hingebende, opfernde Thätigkeit der Krankenschwestern zu beobachten. Mit unermüdelichem Fleiß eilten die Heldinnen der christlichen Nächstenliebe im Schlachtfeld umher, hier einen Sterbenden tröstend, dort einen Verwundeten verbindend.

Die unglückliche Schlacht von Hochkirch wurde geschlagen, welche Friedrich II. in Folge seiner Stellung verlor. Der General kämpfte

wie ein Löwe an der Spitze seiner Helden, bis er, von einer Kugel schwer verwundet, zu Boden sank. Freundliche und feindliche Truppen eilten kämpfend an ihm vorüber, ohne ihn zu bemerken. Durch den starken Blutverlust wurde er immer schwächer, zuletzt schwanden ihm die Sinne. Als er wieder zum Bewußtsein kam, kniete eine barmherzige Schwester neben ihm und legte den ersten Nothverband an. Die Schwester war tief verschleiert. Sie rief einige Krankenträger herbei, welche den Verwundeten in ein Lazareth schafften. Ein Arzt untersuchte die Wunde, sie war glücklicherweise nicht tödtlich; aber ohne die schnelle Hilfe der Schwester hätte sich der General verblutet. Die Schwester wachte nun Tag und Nacht an dem Bette des Kranken, und Dank der sorgsamten Pflege genas der General in verhältnißmäßig kurzer Zeit.

Als er wieder hergestellt war und das Lazareth verlassen konnte, redete er seine Pflegerin also an: „Barmherzige Schwester, Ihnen verdanke ich die Rettung meines Lebens und die schnelle Herstellung meiner Gesundheit. Wie kann ich Ihnen aber dafür mich erkennt-

lich beweisen, da ich weiß, daß Sie irdische Glücksgüter verschmähen?“—Die Angeredete antwortete: „Als Dienstmagd Christi verzichte ich allerdings auf jeden Dank. Von Ihnen, jedoch, Herr General, möchte ich mir etwas erbitten.“—„Und das wäre!“ frug der General erwartungsvoll.—Versprechen sie mir, künftighin ernstlich an Gott und sein heiliges Gebot zu denken und danach zu leben, und versprechen Sie mir, auf ihre Gemahlin und Tochter Adele in gleichem Sinne einzuwirken!“—Erstaunt rief der General: „Woher kennen sie denn meine Tochter, da ich mich nicht erinnere, Sie jemals gesehen zu haben!“—Die Schwester sagte erröthend, indem sie den Schleier langsam löstete: „Ihre Tochter kenne ich ganz gut und muß sie kennen, denn sie ist -- meine Schwester.“—„Mein Kind, meine liebe Maria!“ rief der General und drückte weinend seine Tochter an's Herz. „Deine Bitte soll Dir von ganzem Herzen gewährt sein; denn nun sehe ich, daß Du Recht hattest, als Du sagtest, es kann nichts Besseres geben, als Braut Christi zu sein.“

---

Betrachte öfter den Gräuel der Todssünde, die Reize, Schönheit und Belohnung der Reue.

---

Da es heutigen Tags in den Familien und Nachbarschaften so vielfältig fehlt an Verträglichkeit und christlicher Ordnung, so ist es wahrhaftig an der Zeit, daß wir ernstlich in die Schule Jesu gehen und seinen Zuruf wohl beherzigen, der da heißt: „Kommet und lernet von mir.“

---

Unter den Armen im Geiste haben wir zu verstehen solche Leute, denen es keineswegs an guten Verstande fehlt, die aber, fern von Stolz und weltlicher Eitelkeit, eine demüthige, gottesfürchtige, dem göttlichen Willen unterthänige Gesinnung haben. Wer demnach bloß leiblich arm ist, ist darum noch nicht unter die Armen im Geiste zu zählen; denn etwas

Anderes ist die leibliche Armuth, und etwas Anderes die geistliche Armuth.

---

Diejenigen, die Gott zu Lieb ihr Geld und Gut im Stiche lassen, um in freiwilliger Armuth und unter strengem Gehorsame Gott besser dienen zu können, solche sind wahre Nachfolger Jesu, der uns zu Lieb die Reichthümer des Himmels verlassen hat, und so arm geworden ist.

---

Der heilige Franz von Sales, Bischof von Genf, schrieb im Jahre 1604 einer Ordensperson, sie soll, wenn sie die schrecklichen Wahrheiten, wie Tod, Gericht, Hölle betrachte, immer mit einem Akte des Vertrauens schließen, und die Füße des Gekreuzigten küßend, voll Hoffnung sprechen: „O Jesus, du bist mein Heiland; dein Blut wird mich schützen; auf deine Wunden vertraue ich, sie werden mich retten.“

## Aus sturmbewegten Tagen.

Episode aus dem Stappeler Krieg. (1529—1531.)

### 1. Eine tiefe Klust.



Der letzte Mai des Jahres 1529 war ein so wunderlieblicher Frühlingstag, wie nur jemals einer über Stadt und Amt Zug aufging. Der klare Himmel spiegelte sich wieder in der blauen Fläche des Sees; die Buchenwälder am östlichen Ufer waren dichtbelaubt und von frühlichem Vogelsange belebt; die schönen Matten mit ihrem frischen Grün, welche nahe dem Städtchen die sanften Abhänge des Zugerberges bedecken, sahen einer baldigen Feuernte entgegen, und von den Weiden her tönte das Glockengeläute der Heerden und das Jodeln der Hirten. Malerisch hob sich das liebevolle Seebild von dem wundervollen Hintergrunde ab, der dasselbe begrenzt. Da steht links der herrliche Nigi, rechts im Westen der Pilatus mit seinen zackigen Gipfeln, und zwischen diesen beiden Bergen hindurch genießt das Auge die unbeschreiblich schöne Fernsicht auf die Gletscher des Berner Oberlandes, welche über die walbigen Höhen des Riemen und die blauen Berge von Unterwalden hinweg ihre mit ewigem Eis bedeckten Häupter hoch in die klaren Lüfte emportragen.

Zwei Reiter ritten auf dem Pfade, der damals längs des Seeufers von Arth nach Zug führte. Die Sonne stand hoch über den Bergen und sandte kräftige Strahlen in's Thal.

So ließen die beiden ihre Rosse langsam fürbaß gehen, als sie den kühlen Schatten des Buchenwaldes unterhalb Waldmühl erreichten. Der eine von ihnen, ein stattlicher Mann, in reichen, dunkeln Sammet gekleidet und einen wallenden Federbusch auf seinem Hute, schien wenig Antheil an der herrlichen Landschaft zu nehmen, welche ihn umgab. Um so fröhlicher war der schmucke Jüngling, der ihn begleitete. Ein munteres Jägerliedchen summend, war er eine gute Strecke geritten, als er seiner frohen Laune die Zügel schießen ließ und eines der

Spottlieder anstimmte, welche in jenen aufgeregten Tagen sowohl hüben als drüben gesungen wurden :

„Nichts sollen ihnen nützen  
Die Papst- und Bischofsmützen:  
Wir han den wahren Glauben,  
Der ist besser als Bischofshauben !

Da warf der ältere Reiter sein Pferd herum und rief : „Junker Frei — wo denkt Ihr hin? Wollt Ihr Euern Hals zu Meister Hans tragen? Wahrlich, wenn Euch jemand hörte, Ihr könntet heute noch im Aemensünberthurme übernachten ! Habt Ihr denn so bald vergessen, was wir gestern in Schwyz erlebt ?“

„Weim Himmel, Herr Edblibach ! Ich muß Euch danken für die Mahnung,“ sagte der Junker, unwillkürlich mit der Hand zum Halse fahrend. „Ja, diese Papisten lassen nicht mit sich spaßen ; das haben wir an dem armen Prädicanten Kaiser gesehen, den die Fürsprache Zürichs nicht vor dem Holzstoße schützen konnte. Nun, wenn Zwingli nicht gelogen hat, muß er jetzt im Himmel sein — aber tauschen möcht' ich doch nicht mit ihm.“

„Wir werden in einem halben Stündchen in Zug sein,“ fuhr der Herr fort, dem der Junker den Namen Edblibach gegeben hatte. „Da wäre es mir lieb, wenn Ihr Euch etwas unter das Volk mischtet und die Stimmung des gemeinen Mannes erforschet, während ich bei Bannerherr Kolin vorspreche. Die Zuger sind ein gemüthlich Völkchen; wer mit ihnen freundlich ist, dem vertrauen sie leicht das Herz.“

„Zu Kolin wollt Ihr ? Man sagt, er sei einer der allerschlimmsten Papisten. — Doch richtig, Ihr habt ja gar seinen Sohn zu Zürich in Eurem Hause.“

„Der Bannerherr Wolfgang Kolin ist ein sehr ehrenwerther Mann und wiegt viel bei den Katholischen. Ich hatte ihn auf manchen Tagsatzungen getroffen und bei Marignano neben ihm gekämpft. Er zählte bisher zu meinen Freunden.“ Dann setzte Edblibach wie

in Gedanken bei : „Ob das auch fernerhin so bleiben kann, wird sich ja heute zeigen.“

Die scharf ausgeprägten Züge des Nebenbenden hatten bei diesen Worten einen herben Ausdruck angenommen. Er faßte die Zügel strammer, beide ritten in einem kurzen Trab voran. Bald bogen sie um den letzten Vorsprung des Berges, und das Städtchen mit seinen Thürmen und Mauern lag vor ihnen.

„Ei der Tausend!“ rief der Junker, „das Nest ist ja gar nicht so übel. Was ist denn das für eine stattliche gothische Kirche, deren schlanker Thurm dort so hoch über die Stadtmauern hinwegschaut?“

„Das ist Sanct Oswald. Hans Felber — derselbe, der in Zürich die Wasserkirche baute, — hat sie aufgeführt. Es ist aber nicht ihre Pfarrkirche; die heißt Sanct Michael und steht da droben am Berge. Die Zuger wollten sie zwar auch innerhalb der Ringmauern bauen; aber da hätten die Engel jede Nacht die Steine auf den Berg getragen — sagen sie. — Doch da sind wir ja.“

Als Edlibach die letzten Worte sprach, dröhnte der Hufschlag der Pferde bereits auf der Zugbrücke, und jetzt ritten sie durch das Dornwiler Thor ein. Manches Fenster wurde geöffnet, als die stattlichen Reiter vorübertrabten.

Da hieß es : „Was ist denn das, Frau Nachbarin?“

„Weiß nit — wißt Ihr es nicht, Crescenz?“

„He, es werden Luzerner oder Züricher sein, den weißblauen Federbüschen nach. Wird sich gleich zeigen, wenn sie da drunten an der Kirche vorbeireiten. Da haben wir es — Zwingli'sche Reyer sind's; hat keiner auch nur um eine Hand breit seinen Hut gerückt. Doch da biegen sie um die Ecke — muß doch die Magd, die Grete, auf den Platz hinunter schicken, daß wir erfahren, ob und bei wem sie absteigen.“

„Jedenfalls beim Bannerherrn Kolin: verlaßt Euch drauf, Frau Nachbarin: der hat noch am meisten Verbindung mit den Zürichern.“

„Aber nicht in der Religion, das laß ich ihm nicht nachsagen. Er ist ein frommer Herr;

hat noch vorletzten Sonntag gar erbaulich seine Andacht gehalten.“

„Je nun, was läßt er denn seinen Sohn die ganze Zeit in Zürich draußen? Wenn der nicht eines Tages ganz verkehrt heimkömmt, so will ich Hansjörg heißen.“

Solches und Aehnliches verhandelten die um das Wohl des Nächsten so bekümmerten Frauen von Zug, bis die Glocke vom Zeitthurme her die Mittagsstunde verkündete.

Unsere Bekannten waren inzwischen auf dem Plage unter der Linde angekommen und beim Gasthause zum Ochsen abgestiegen. Der Junker blieb daselbst, Edlibach aber schritt sofort quer über den Platz der Wohnung Kolin's zu — das stattliche Eckhaus mit seinen alterthümlichen Formen ist heute noch eine Zierde des Städtchens. Die Leute, welche gerade des Berges kamen, blieben stehen und schauten verwundert der stolzen Gestalt des Züricher Rathsherrn nach, bis sie in der Thüre des Kolin'schen Hauses verschwand.

Man hatte den Fremden kommen sehen. Der Bannerherr eilte ihm entgegen und bot ihm mit einem herzlichen „Willkomm!“ die Rechte. Kolin war ein Mann in seinen besten Jahren, voll Kraft und Entschiedenheit. Ein offenes Wesen und ernste Würde sprach aus den markirten Zügen und leuchtete in dem hellen, sicheren Blicke. Das einfache dunkle Hauskleid, wie es der vornehme Bürger damals zu tragen pflegte, saß seltsam ab gegen den prächtigen Anzug des in Sammet und Seide prunkenden Züricher Patriciers.

Der Bannerherr führte seinen Gast in die Stube.

„Ihr müßt entschuldigen, Edlibach, wenn die Bewirthung etwas langsam ist. Ihr wißt es wohl, seit die Elisabeth selig“ — und er deutete auf ein mildes Frauenbild an der Wand — „droben bei Sanct Michael ruht, führe ich ein Wittwerleben. Doch, Gott sei Dank, mein Töchterchen, die Hedwig, ist noch da, und in ihr lebt mehr und mehr die selige Mutter wieder auf. Und was macht denn mein Bub, der Wolfgang?“

„Ist gesund und wohl, und verspricht ein

ganzer Schweizer zu werden," erwiderte der Züricher.

„Gut, gut! Jetzt nehmt Platz — gleich werde ich zurück sein," sagte Kolin im Begriffe, die Stube zu verlassen.

„Wie ich es ihm nur sagen werde? — Aber, mußte ich nicht? Was man nicht ändern kann, soll man gewähren lassen." So sprach Edlibach zu sich selbst, indem er langsam die Stube auf und ab schritt. Dann fiel sein Blick auf ein schönes Bild der schmerzhaften Mutter Gottes, welches in einer Nische, mit frischen Maiblumen geschmückt, stand. Aber er wandte das Auge rasch weg, als hätte er etwas Unangenehmes geschaut. So ließ er es durch die Stube schweifen, über die Wände, die mit dunkeln Eichenholz getäfelt und mit Schnitzwerk geziert waren, und über die hohen, hellen Fenster, in denen schmucke Wappenschilder im Sonnenstrahle glühten. Schließlich blieb er vor einem blanken Helme und Brustharnische stehen, der an des Zimmers Rückwand hing.

So traf ihn der Bannerherr, welcher mit Bechern und einer Kanne Weines eintrat.

„Kennt Ihr ihn noch, Edlibach? Es ist derselbe, den ich bei Marignano trug, wo Ihr mir das Leben gerettet habt."

„Ich erinnere mich. Ihr hattet Euch zu kühn vorgewagt und waret wirklich arg im Gedränge. Mancher Zuger hatte an dem Tage seine Rettung dem Züricher Gewalthaufen zu verdanken — das solltet Ihr uns nicht vergessen."

„Wir sind zu jedem Danke bereit, den man getreuen, lieben Eidgenossen zumuthen kann."

„In der That! Und wie steht es denn mit dem Bündnisse, das Ihr und die Waldstätte mit König Ferdinand zu Feldkirch verabredet und zu Waldshut beschworen habt?"

„Herr Edlibach," sagte Kolin, sich mit Würde erhebend, „habt Ihr als alter Gastfreund hier vorgesprochen, oder als Bote des gestrengen Rathes von Zürich?"

„Als beides" — war die kurze Antwort.

„Ich bin nicht Amtmann, wie Ihr wißt; Oswald Toß ist Amtmann," sagte Kolin.

„Ich weiß es. Aber ich möchte lieber mit

Euch, meinem alten Freunde, erst verhandeln; sind wir Einer Meinung, so können wir ja miteinander zu Toß gehen."

„Wie Ihr wollt. So will ich erst den Gastfreund bewirthen und nachher den Gesandten vernehmen."

Jetzt öffnete sich die Thüre, und eine Jungfrau voll Zucht und Milde trat ein. „Da kommt mein Töchterlein," rief Kolin. „Komm, Hedwig, grüße unsern alten Freund!"

Das Mädchen trat heran und reichte dem Gaste nach Landesitte die Hand. Dann breitete sie reines Linnen über den Eichentisch, setzte die blankgeschauerten Zinnteller zurecht und sagte: „Herr Edlibach, Ihr müßt vorlieb nehmen; es ist heute Freitag, und den halten die Zuger noch."

„Ah, so; die Freiheit des Evangeliums ist Euch eben noch nicht aufgegangen. Ihr habt den Zwingli noch nicht über das Wort predigen hören: „Was zum Munde eingehet, verunreinigt den Menschen nicht."

„Oh das wissen wir auch;" erwiderte Hedwig. „Unser würdiger Pfarrer Weingärtner, ein Mitbürger von Euch aus Zürich, der aber, dem alten Glauben treu, hierher flüchtete, hat uns die Stelle ausgelegt. Nicht die Speise, sondern der Ungehorsam gegen die von Gott eingesetzte Kirche verunreinigt den Menschen, wie auch Adam und Eva nicht durch den Apfel, sondern allein durch den Ungehorsam dem Tode verfielen."

„Ei, Jungfer, Ihr seid des Kolins Tochter, das sehe ich," sagte der Züricher lachend. „Schade, daß Ihr bei dem Religionsgespräch auf dem Rathhausjaale in Zürich nicht zugegen waret — ich glaube, Ihr hättet dem Magister Zwingli warm gemacht. Doch ein gut Stück gebratenen Fisches ist auch nicht zu verachten."

Hedwig antwortete nicht; sie schaute auf den Vater, als wollte sie sagen: „Hörst du es? Edlibach ist nicht mehr katholisch." Eine Magd trat ein und brachte die Speisen. Kolin erhob sich und betete laut den Tischsegen; seine Tochter antwortete. Dann setzten sie sich zur einfachen Mahlzeit. Nachher räumte Hedwig den Tisch ab und entfernte sich.

Die beiden Männer standen sich allein ge-

genüber. Der Bannerherr schaute Edlibach offen und frei in's Angesicht und sagte: „Herr Säckelmeister von Zürich, was bringt Ihr uns?“

„Eine Klage und eine Forderung,“ erwiderte dieser. „Die Klage ist: Schwyz hat soeben trotz der Fürsprache Zürichs den Prediger Kaiser verbrannt.“

„Der hohe Stand Zürich muß wissen, daß die Kantone in Ausübung der Rechtspflege unabhängig sind,“ antwortete Kolin. „Uebrigens lautet das Urtheil genau nach gemeinem Landrechte. Auf Kezerei steht seit undenklichen Zeiten der Feuertod. Kaiser hat, obwohl er dies wußte, auf Schwyzergebiet die neue Lehre gepredigt. Ich muß den Spruch billigen, obschon er hart scheinen mag. Die Erfahrung hat gezeigt, daß wir uns nur mehr mit Strenge der Zubringlichkeit der Neuerung erwehren können — und, Herr Edlibach, auch mit Strenge sind wir gewillt, unsern alten katholischen Glauben zu vertheidigen.“

„So schroff antwortet das kleine Zug dem mächtigen Zürich?“ sagte fast spöttisch Edlibach. „Doch ja — die Waldstätte stehen ja nicht allein; sie sollen der alten Bünde verzessen, mit dem Erbfeinde der Schweiz, mit Oesterreich, sich verbunden haben; sie sollen dem Könige Ferdinand ihren tapferen Arm leihen wollen, um die ganze neue Lehre in der Schweiz und Deutschland mit Stumpf und Stiel auszurotten. Wie steht es damit, Herr Bannerherr?“

„Laßt uns ohne Leidenschaft reden,“ erwiderte Kolin. „Wer das Feuer der Zwietracht angezündet, brauche ich Euch nicht zu sagen. Es waren letzten Neujahrstag gerade zehn Jahre, seit der unselige Mann zum erstenmale in Zürich predigte. Wie hat sich seither so manches geändert! Herr Edlibach, sagt mir selber, wie wird Euch, wenn Ihr in eure kahlen Kirchen tretet, die vormals so reich und herrlich geschmückt waren? Als ich voriges Jahr zu Zürich war, besuchte ich die Wasserkirche. Erbaut nach den glorreichen Siegen über Karl den Kühnen, war sie mir immer das Denkmal des Ruhmes und frommen Sinnes der Züricher. Die eroberten Banner schmückten sie; die heil-

gen Reliquien der Stadtpatrone Felix, Regula und Cyuperantius wurden in kostbaren Schreinen aus edelm Metalle verehrt. Jetzt sind die Altäre abgebrochen, die Reliquien entfernt, die Glasmalereien zerstört, das Allerheiligste ist nicht mehr da, und nichts ist übrig geblieben, als die nackten Mauern. Und wie jener Mann mit der steinernen Kirche verfuhr, so trat er auch zerstörend in den lebendigen Bau, den Christus auf den Felsen Petri gegründet hat. Das hochheilige Sakrament, die glorreiche Mutter Gottes, die lieben Heiligen — alles, was unseren Vätern hoch und theuer war, hat er mit frevelnder Hand hinausgestoßen. Aber, nicht damit zufrieden, das alte, fromme Zürich verderbt zu haben, warf er die Brandfackel seiner neuen Lehre auch in die übrigen Kantone der Schweiz. Die Regierungen der Größten und Mächtigsten haben sich durch den Rammon der Kloster- und Kirchengüter, den er ihnen als Lockspeise vorlegte, verleiten lassen — Gott verzeihe es ihnen! Das Volk wurde bethört, auch wohl, wie im Berner Oberland, mit roher Gewalt gezwungen; nur die Waldstätte und Zug blieben noch treu. Und nun, was thut Zwingli? Da er sieht, daß seine Lehre nicht im Frieden angenommen wird, predigt er offen den Krieg gegen uns; Zürich, Bern, Basel, Glarus, Schaffhausen, die Vogteien, der Graue Bund stünden auf seiner Seite — so solle man den Bauern mit der Hellebarde das Evangelium predigen. Ist es nicht so, Edlibach? Sagt ‚nein,‘ wenn Ihr könnt!“

„Und da seid Ihr hingegangen und habt die alten Bünde verrathen und euch dem Könige Ferdinand gegen uns verbrüht,“ warf der Züricher hin.

„Die Bünde verrathen!“ rief Kolin unwillig; „Wer hat das gethan? Ich denke doch wohl derjenige, der den alten Glauben verrieth, welcher die Grundlage unserer Bünde bildet. Uebrigens haben wir nun ein Schutzbündniß mit Ferdinand geschlossen; von Ausrottung des neuen Glaubens ist keine Rede.“

„Also doch?“ sagte Edlibach. „So wißt, daß Zürich die gemessenste Forderung stellen wird, den Brief sofort auszuliefern, und ich



richte an Euch das Anfehen, auf der Tagesung in Luzern alles aufzubieten, um die hartnäckige Waldstätte zu seiner Herausgabe zu vermögen. Euer Ansehen ist groß; es handelt sich darum, einen Bürgerkrieg zu verhindern, der leicht die Freiheit der Schweiz zu Grabe tragen könnte."

"Das wolle Gott verhüten!" entgegnete Kolin ernst. „Wenn aber solches geschähe, so verantworte es der Mann, dessen Hand die Saat ausgestreut hat, welche uns nun blutig zu reifen beginnt!"

"Ist es möglich? Das ist Euer letztes Wort?" rief der Züricher. „Ich kenne sonst Eure große Liebe zum Vaterlande und weiß, was Ihr für die Schweiz gethan."

"Meinen letzten Blutstropfen für sie, aber nie und nimmer den heiligen Glauben unserer Väter," sagte der Bannerherr mit Nachdruck.

"Also Krieg?" fragte der Züricher.

"So will es ja Zwingli."

"Ihr kennt unsere Uebermacht nicht!"

"Ich kenne sie; aber wir stehen in Gottes Schutz."

"Ihr weigert Euch also, bei Amtmann Toss mit mir für die Herausgabe des Bündnisses mit Ferdinand zu sprechen?"

"Entschieden."

Eolibach erhob sich und griff nach seinem Hute. Der Bannerherr faßte ihn aber bei der Hand und hielt ihn zurück. „Unsere amtliche Unterredung ist beendet," sagte er ernst, „allein ich habe noch ein Wort als Freund mit Euch zu reden. Voriges Jahr noch habt Ihr mich versichert, Ihr seied dem alten Glauben treu ergeben, müßtet aber aus Klugheit Eure Gesinnung in Zürich verbergen. Ob schon mir das nicht ganz gefallen wollte, hoffte ich doch noch mit Euch, Zürich werde von seinem Reformationsfieber gefunden, und ich konnte Euren Plan, mit noch anderen Patriciern von gleicher Gesinnung dort zu bleiben, um im rechten Augenblicke die Fahne des alten Glaubens zu erheben, nicht mißbilligen. So habe ich denn auch meinen Sohn nach wie vor in Eurer Hause gelassen. Jetzt aber, wo die Neuerer im Begriffe stehen, gegen ihre katholischen Mitgedenossen das Schwert zu ziehen, müßt Ihr

wohl die Ueberzeugung gewinnen, daß Zürich nicht so bald von seinem unglücklichen Wege umkehrt."

"Diese Ueberzeugung habe ich gewonnen," erwiderte Eolibach finster.

"So ist es an der Zeit, Eure Gesinnung offen auszusprechen: verlaßt Zürich, wenn Ihr es nicht zurückzuführen vermöget."

Der Patricier senkte sein Auge verlegen vor dem offenen Blicke des Freundes und stotterte, seine Hand aus der Kolin's zurückziehend: „Ich bin jetzt . . . ich denke in der That nicht mehr so wie früher; mit einem Worte: ich habe meine Gesinnung geändert."

Sprachlos starrte der Bannerherr den Züricher an; er mußte sich erst einen Augenblick sammeln, dann rief er: „Wie! Also ist doch wahr, was mir Gerüchte bereits gemeldet? Ich glaubte es nicht! Ihr ein Zwinglianer? O sagt, nein!" Ihr verstummt? Schändlich, schändlich! So habt Ihr mich betrogen, so habt Ihr gar meinen Sohn, den Wolfgang, auch zur Neuerung verführt?"

"Mäßiget Euch," sagte Eolibach, mit Gewalt seine Bewegung niederkämpfend, „das habe ich nicht gethan."

"O ich will Euch nicht beleidigen," rief Kolin; „verzeiht dem Schmerze eines Vaters! Ihr habt mir einst das Leben gerettet: wie gerne würde ich jetzt dafür Eure Seele retten! Eolibach, gebt mir die Hand; ich weiß, Ihr seid nicht Zwinglianer; Ihr könnt es nicht sein aus Ueberzeugung. Das Opfer, Euer liebes Zürich, das Haus Eurer Väter, Eure glänzende Stellung zu verlassen, wird Euch zu schwer. O bringt es um Eurer Seele willen! Fliehet von Zürich! Kommt zu uns nach Zug herüber. Mein Haus ist geräumig genug; es steht Euch offen. Und wenn Ihr Alles verliert, Gott sei Dank, ich bin noch gesegnet; Hungers sterben wir nicht. Und dann werden wir unsern alten Plan verwirklichen; mein Wolfgang wird Eure Agnes heimführen — wir haben sie ja, als sie noch Kinder waren, so gut wie verlobt, und Alles wird gut sein. — Das Opfer wird Euch schwer — kommt, kommt, kniet mit mir zu den Füßen des Gekreuzigten

nieder und betet mit mir um Kraft und Stärke.“

Die Gnade kämpfte stark im Herzen des Zürichers; aber mächtig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrod essen!“ Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttlich: „Zu Euch herüberkommen! Binnen vierzehn Tagen würden mich die Züricher gewaffnet heimholen.“ Dann setzte er kalt bei: „Ins Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch; so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen, sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu Grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden.“ Hiernit reichte der Patricier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute: schickt mir meinen Sohn zurück.“

„Nicht einmal die Hand zum Abschiede!“ — rief der Patricier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken.“ Hastig verließ er das Haus.

Bald tönte Hufschlag die Neugasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Thore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch das Thor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzügen.“

Kolin eilte zu Amtmann Toß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sanct Döswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der schönen gothischen Kirche steht ein Gnadenaltar der Mutter Gotres; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwiellichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater sagte über das heutige Gespräch mit Edlibach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet.“ Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben.“

Hedwig sang mit einfachem frommem Ausdrucke:

„In deinen Schutz und Schirm wir stieh'n,  
O heilige Gottesgebäerin!

Verשמäh' nicht deiner Kinder Fleh'n,  
In allen Nöthen woll' zu uns stieh'n.

Verseuche jegliche Gefahr,  
Du Jungfrau stark und wunderbar.

Stets sei uns Trost, Fürsprecherin,  
Barmherzigkeit und Mittlerin.“

„Amen,“ sagte Kolin. „Hedwig, bete für Wolfgang; er wird unseres Gebetes bedürftig sein.“ (Fortsetzung folgt.)

Der berühmte Prediger Johannes Tauler begegnete einst am frühen Morgen einem Bettler, der ein höchst armseliges, Mitleid erregendes Aussehen hatte. Tauler ging auf ihn zu, und grüßte ihn mit den Worten: Guten Tag, lieber Armer! Der Bettler nahm aber diesen Gruß nicht gut auf, sondern sprach mit fröhlichem Gesichte: „Ich habe noch nie einen schlimmen Tag gehabt, ich war immer mit meinem Schicksale zufrieden, und habe gar kein Verlangen nach den Gütern des irdischen Glückes. Ich habe ja einen Vater im Himmel, und Dieser verläßt mich nicht; schickt er mir nicht Viel, so schickt er mir doch das

Nöthigste zu, und gießt mir noch dazu süßen Trost und Frieden in das Herz.“

U Christ! hast du das große Unglück gehabt, in eine schwere Sünde zu fallen, hastet noch gegenwärtig die Sünde an deiner Seele, so bedenke es ernstlich, daß du hier während deines Lebens Buße leisten und der göttlichen Gerechtigkeit genug thun mußt; versäumst du diese Zeit, so fälltst du sicher der strafenden Gerechtigkeit jenseits anheim.

O Ewigkeit! o Ewigkeit!  
Wie lange bist du, o Ewigkeit?  
Höre Mensch! So lange Gott, Gott wird sein;  
So lange wird sein der Hölle Pein. —  
Betrachte o Mensch die Ewigkeit!